Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

<36620179610011

Der Erbfeind.

Erzählung

von

Doris Freiin von Spättgen.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

Meiner teuren Mutter

Doris Gräfin Matuschka

geb. von Massow

in Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet.

Die Verfasserin.

Erstes Kapitel.

Vor einem geöffneten Coupé der ersten Klasse des 10 Uhr 30 Minuten von Breslau nach Dresden abgehenden Nachtkurierzuges standen zwei Herren.

Der ältere, ein kleiner, beweglicher Mann mit schneeweißem Vollbart und gutmütig, heiterem Gesichtsausdruck, sprach lebhaft, indem er, um seinen Worten vielleicht noch mehr Nachdruck zu verleihen, die Hand des jüngeren oftmals kräftig zwischen seine elegant behandschuhte Rechte preßte. Dieser, eine hochgewachsene Gestalt, deren Kopfhaltung und Gesichtsschnitt einen charakteristischen Zug von Genialität bewies, ließ bereits die Ungeduld merken, wie sie sich bei Abreisenden meistens einstellt. Obwohl sein Benehmen durchaus den formengewandten Kavalier verriet, so schaute er dennoch während der Unterhaltung des Begleiters ab und zu durch die geöffnete Wagenthür ins Innere des Coupés, um gleichsam anzudeuten, daß es hohe Zeit zum Einsteigen sei.

Das erste Signal zur Abfahrt war längst gegeben worden und am Ende des langen Zuges begann der Schaffner die Fahrkarten einzufordern.

„Also — Du vergißt es mir nicht, Manfred: von 1697 an bis 1708 hat nach dem Ableben ihres Mannes Theophila v. Tanneberg, Eure ehrenwerte Stammmutter, als natürliche Vormünderin ihrer Söhne Joachim und Thilo, beide Güter — bitte, betone das Deinem Vater — also: beide Güter in völlig freier Verwaltung gehabt."

„Nein, gewiß nicht, Onkelchen, ich habe mir alles genau gemerkt," lautete die höfliche, jedoch merkbar zerstreute Erwiderung.

„Und gerade dieser schlauen, hochmütigen Theophila dankt Ihr größtenteils den leidigen Familienzwist. Jene Erbfeindschaft ist seitdem so zu sagen Kindern und Enkeln mit der Muttermilch eingegeben worden. Genügende Beweise fand ich dafür in den alten Urkunden, welche Dein Vater auf meinen speciellen Wunsch mir gesandt und worin ich, zu meinem größten Interesse, genaue Einsicht nehmen durfte. Eine Rabenmutter war sie, diese Theophila, sag' ich Dir, Manfred!"

„Ich zweifle keinen Moment daran, Onkelchen!"

„Ja, weiß Gott, eine Rabenmutter, welche die Söhne schon als kleine Buben gegeneinander aufgehetzt und erbittert hat. A tout prix wollte sie den großen Güterkomplex unter einen Hut bringen

und dem Joachim zuschanzen, obgleich nach dem vernünftigen und gerechten Testamente des Vaters dem jüngeren Sohne das Schieferschloß zugesprochen stand. Hat sie auch Himmel und Potentaten darum in Bewegung gesetzt, gelungen ist's ihr nicht! Der Tod sollte sie, Gott Lob, vorher ereilen. Aber die von Theophila ausgestreute böse Saat ist aufgegangen und hat bis zum heutigen Tage Früchte getragen! Sag' also Deinem Vater, meinem lieben Schwager Thilo, daß ich über jene alte Erbfehde nun orientiert wäre. Es ließe sich ein Roman darüber schreiben, wahrhaftig!"

„Du kannst ja bei Deinem nächsten Besuche auf Tanneberg dem Vater mündlich und ausführlich Bericht erstatten," wagte Manfred einzuwerfen und schaute nach der Bahnuhr.

„Nun natürlich, mein Junge. Danach verlangt es mich schon. Zur Hühnerjagd, so Gott will, bin ich bei Euch. Bis dahin gehabt Euch wohl. Es war übrigens ein kapitaler Gedanke von Dir, uns in Breslau aufzusuchen. In Dir, Manfred, lebt doch noch verwandtschaftlicher Sinn, der heut zu Tage wirklich nur mehr in der Rumpelkammer zu suchen ist."

„Hierin habe ich wohl Mamas Erbschaft angetreten, die es sich niemals nehmen ließ, alljährlich nach ihrem lieben Schlesien zu reisen," versetzte der junge Mann warm.

„Ja, ja, die gute Liesel! Na — der Himmel hat ihr durch den frühen Heimgang viel erspart. Wenn sie erlebt hätte, daß . . . .“

Es läutete zum zweiten Mal und aus der Thür des dämmrigen Coupés tauchte jetzt ein Männerkopf auf, dessen ernste, seltsam sprechende Augen die beiden Herren prüfend musterten.

„Laß bald was von Dir hören, Manfred, und versuche Du es nur — in der Weise, wie ich Dir heute andeutete, einen Ausgleich herbeizuführen. In unserer aufgeklärten Zeit ist solch ein dummer Streit rein lächerlich!“ sagte der alte Herr mit bedeutungsvollem Schmunzeln.

„Wo denkst Du hin, Onkel! Das sind pure Illusionen — Luftgebilde! Da könntest Du mir ebenso gut den Rat erteilen, mich mit den Bewohnern des Jupiters in freundschaftlichen Verkehr zu setzen,“ eiferte der Neffe lebhaft.

„Na — na — na! Diese Nachbarschaft von dort oben ist nun doch etwas weniger gefährlich, als die des Schieferschlosses mit dem Ziegelschloß des Tanneberg, mein guter Sohn! Hahaha!“ tönte es heiter zurück.

Zufällig sah der Angeredete jetzt zum ersten Mal auf das im Eingang des Coupés erscheinende Gesicht des Fremden. War es der eigentümliche Ausdruck desselben, oder war es irgend eine Ähnlichkeit, die ihn frappierte? Ein Gefühl von Miß-

mut beschlich Manfreds Herz, es ärgerte ihn von dem Onkel, dergleichen Familienangelegenheiten so laut und öffentlich besprochen zu haben. Nun empfahl er sich ziemlich hastig von seinem Begleiter und sprang ins Coupé.

Alsbald wurde auch die Thüre geschlossen und der Zug setzte sich in Bewegung.

„Meinen ergebenen Handkuß an die Tante und noch vielen Dank für Eure Gastfreundschaft, Onkel Hans.“

„Dummer Kerl! So rede doch nicht davon,“ kam es halb unwillig über des Angeredeten Lippen.

Das helle Gaslicht des Perrons ließ wahrnehmen, daß, während der alte Herr jetzt neben dem langsam sich fortbewegenden Zuge herschritt, dessen scharfe Augen die interessanten Züge des Mitreisenden eingehend musterten. Dann winkte er noch einmal mit der Hand und rief:

„Glückliche Reise und viele Grüße an Deinen Vater!“

„Auf Wiedersehen im Herbst, Onkel Hans!“ rief Manfred herzlich hinaus.

Darauf brauste der Schnellzug in die laue Juninacht hinein. — —

Mit einem verbindlichen: „Guten Abend, meine Herren“ hatte Manfred, dessen geringes Handgepäck von einem Dienstmann vorher vorteilhaft untergebracht worden, sich an einem der Fenster niederge-

lassen. Feiner, aromatischer Tabaksduft erfüllte den engen Raum. Mehr zufällig als absichtlich fiel sein Blick auch jetzt auf eine ihm gegenüber sitzende Gestalt, wobei er ein spöttisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. In sich zusammengekauert, mit den Beinen auf dem Polster, hockte dort ein blutjunger Mensch und rauchte in stoischer Seelenruhe, ohne von ihm die geringste Notiz zu nehmen, seine Cigarette, was dem noch völlig knabenhaften Gesicht beinahe komisch anstand.

Ausländer offenbar! dachte Manfred, sichtlich amüsiert über die ungenierte Art und vornehme Nonchalance des an der Grenze des Jünglingsalters Stehenden. Allein bei eingehenderer Betrachtung des von einer grauseidenen Kappe bedeckten Kopfes kam er bald zu der Ansicht, daß in diesen feingeschnittenen, pikanten Zügen etwas ungemein Anziehendes lag. Mehr als 17 oder 18 Jahre mochte der Ausländer dort kaum zählen, in dessen Antlitz sich ein sonderbar sympathischer Zug von Schwermut und Frühreife markiert hatte. Dabei flammte es zuweilen wie Trotz, Energie und ungezügelte Leidenschaft aus den merkwürdig geformten, tiefblauen Augen heraus. Unwillkürlich stellte Manfred weitere Betrachtungen an und fragte sich, ob das wohl der Sohn des großen, ernsten Mannes sein mochte, der soeben seinen Gruß kurz erwidert und sich in die entgegengesetzte Fensterecke niedergelassen hatte, wo er an-

scheinend teilnahmlos aus dem Fenster starrte. Nein, der Sohn war es wohl nicht und eben so wenig sein Bruder. Keine Spur einer Ähnlichkeit war in den Gesichtern der beiden Mitreisenden zu entdecken, über deren Nationalität er noch nichts feststellen konnte. Ungeachtet des dunklen Haares und Vollbartes, wie der kühn und scharf gebogenen Nase hätte man den Älteren recht gut für einen Deutschen halten können, wogegen der Jüngling einen entschieden südländischen Typus verriet. Besorgt und teilnehmend schaute der Ältere oft zu ihm hin, auch hatte Manfred beim Einsteigen wahrgenommen, wie er einen dicken Reiseplaid vorsorglich um des Jünglings Schultern geschlungen, so daß er annahm, dieser sei der Obhut des Ersteren anvertraut. Als Manfred es sich nach einer Weile bequem gemacht und nachdenklich in seinem Winkel lag, vernahm er die gedämpften Laute einer fremden Sprache, was ihm vielleicht weniger auffiel, als der schmelzende, weiche Ton in des Jüngeren Stimme. Unzweifelhaft redeten die Fremden portugiesisch, und wie bedauerte er nun, da die Herren ihn zu interessieren begannen, hiervon nichts verstehen zu können. In Halbschlummer versunken gewahrte er aber, wie der Ältere ihn unausgesetzt beobachtete und seine Züge mit eigentümlich schmerzlichen Blicken zu studieren schien. Nach vielleicht einer halben Stunde war der lockige Kopf des jungen Mannes auf die Armlehne des Sitzes nieder-

gesunken, und an dem Heben und Senken der kräftigen hochgewölbten Brust sah man, daß ihn der gesunde Schlaf der Jugend fest umfangen hielt. Da bemerkte Manfred zu seiner Verwunderung, daß sich der ältere Reisende leise von seinem Platze erhob und dicht an seine Seite setzte.

„Sind Sie im Stande, während des Fahrens zu schlafen, mein Herr?“ fragte er ihn im allerbesten Deutsch, was dieser lächelnd bejahte.

„Ich kann es nicht,“ fuhr jener mitteilsam fort. „Für mich schleichen die Nachtstunden auf der Eisenbahn in wahrem Schneckengange dahin.“

„Weshalb ziehen Sie dann nicht vor, bei Tage zu reisen?“ warf Manfred heiter ein. Ein Gespräch mit dem Fremden schien ihm nicht uninteressant zu sein.

„Er liebt die Nachtfahrten, und ihm bringe ich gern das kleine Opfer,“ lautete mit einem zärtlichen Blick nach dem Schlummernden die Erklärung.

„Wohl ein Anverwandter?“ forschte Manfred mit ersichtlicher Teilnahme.

„Ein Schützling. Mein junger Freund Fernando ist elternlos. Sein Vater, den ich sehr liebte, hat mir einstmals auf hoher See das Leben gerettet, und bei seinem Tode fühlte er sich veranlaßt, mir das Wohl und Wehe seiner Kinder — Fernando besitzt noch einen Zwillingsbruder — ans Herz zu legen. Das innigste Freundschaftsband verknüpft uns jetzt. Es ist mir sehr teuer!“

Des Fremden Stimme hatte, während er das sagte, einen auffallend warmen Klang bekommen.

„Welch interessanter Kopf! Da ich Maler bin, so fesseln mich natürlich seine edlen, weichen Linien sehr," sagte Manfred leise. „Wie selten findet man solch wunderbaren Zug von Frühreife, mit holder Kindlichkeit gepaart."

„Das Erbteil der südlichen Heimat! Fernando ist auf Madeira geboren!"

„Und mit ihm beabsichtigen Sie fortan in Deutschland zu bleiben? Wohl des Studierens wegen?"

Der Gefragte lächelte.

„Zunächst ja! Fürs erste sind wir auf dem Wege nach — Thüringen, meiner Heimat," gab der Fremde mit Betonung zurück.

Manfred antwortete nicht gleich, sondern betrachtete das schöne und kühn geschnittene Gesicht des neben ihm sitzenden Herrn. Wieder vermeinte er eine flüchtige Ähnlichkeit darin zu entdecken. Endlich sagte er verbindlich:

„Ich habe in Ihnen sofort den Deutschen vermutet!"

„So, wirklich?" erwiderte jener, mehr ernst als erfreut, wobei er seine Augen prüfend auf Manfreds Antlitz haften ließ. „Deutschland ist mir völlig fremd geworden! Kaum habe ich noch ein Anrecht darauf, hier Sympathien zu erwecken; fühle ich mich doch einem Ausgestoßenen gleich im Lande meiner Väter.

Aber schon während der Fahrt — wir kommen von Wien — habe ich mich auf merkwürdigen Gefühlsanwandlungen ertappt, die mich glauben lassen, daß ich die Liebe zur Heimat, zu allem, was sie birgt, noch stets im Herzen trage und sie von neuem mich entflammt!"

„Sie waren lange fort, mein Herr?"

„Ja lange — seit — seit vielen Jahren! Ich selbst hatte jede Verbindung mit der Heimat abgebrochen, aus Übermut, Trotz — wie das zuweilen so geht. Nun aber bin ich auf der Suche nach dem, was an Familienbanden das Schicksal mir noch übrig gelassen hat!"

Der junge Schläfer gegenüber reckte sich und starrte dann mit halbtrunkenen Blicken nach den beiden Herren hin, so daß Manfred eine ihm bereits auf den Lippen schwebende Frage schnell unterdrückte.

„Es ist so heiß — entsetzlich heiß!" stöhnte der Erwachte ungeduldig und schüttelte den Plaid von seinen Schultern. „Mache doch das zweite Fenster auf, Federigo, und gieb mir, bitte, das Kissen von dort oben unter den Kopf, die Sitze sind miserabel! Würdest Du mir auch wohl das Cigarren-Etui herüberreichen?"

Diese Worte wurden in leidlich korrektem Deutsch gesprochen.

Sehr bereitwillig entsprach der Gerufene diesen fast diktatorisch geäußerten Wünschen, was Manfred

zu dem Urteile brachte, es müsse der junge Mann recht verwöhnt und ziemlich anspruchsvoll sein. Da Fernando ungeachtet seiner liegenden Stellung wieder zu rauchen begann, so wurde das vorhergegangene Thema nicht wieder berührt; die Unterhaltung drehte sich fortan um alltägliche Dinge.

„Sind Sie zum ersten Mal in Deutschland?“ wandte Manfred sich jetzt an sein Gegenüber.

„Ja, zum ersten Mal, aber ich liebe es längst, so wie ich auch die deutsche Nation sehr hoch stelle. Es würde mir durchaus kein Opfer sein, für immer hier zu bleiben!“ lautete die offenherzige Entgegnung, wobei des jungen Sprechers Augen strahlten.

„Voraussichtlich wollen Sie Ihre Studien hier vollenden? Wo haben Sie das Deutsche erlernt?“

Schelmisch lächelnd wies Fernando nach seinem Begleiter und versetzte sichtlich amüsiert:

„Dort sitzt mein gestrenger Lehrmeister! Was ich weiß und kann, danke ich ihm. Übrigens bin ich durchaus kein Liebhaber vom übermäßigen Studieren!“

„Aber Sie werden doch schon hinsichtlich Ihres einstigen Berufes — Ihrer künftigen Lebensstellung Entschlüsse gefaßt haben, mein Herr?“ ermahnte Manfred, halbmißbilligend den Kopf schüttelnd. „In Ihrem Alter hatte ich bereits mein Abiturienten-Examen absolviert!“

„Sie haben studiert?“ mischte der Ältere sich nun

gleichfalls ins Gespräch, als wolle er das erstere Thema ablenken.

„Studiert im eigentlichen Sinne nicht! Ich bin Maler von Beruf und lebe der Kunst. Der Schauplatz meines Wirkens und Schaffens ist München, jedoch befinde ich mich augenblicklich auf einer Erholungsreise und kehre fürs erste ins Vaterhaus zurück!“

„Welch schöne, tiefe Bedeutung liegt in diesem einfachen Worte: Vaterhaus!“ äußerte der Fremde sinnend und wandte den Kopf nach dem Fenster.

Für die nächsten Stunden ruhte die Unterhaltung der drei Reisenden. Die beiden jüngeren waren fest eingeschlafen; sogar das gelegentliche Stillhalten des Zuges störte sie nicht einmal in ihrem Schlummer. Der ältere hingegen saß nach wie vor wachend und regungslos am Fenster. Nur zuweilen richtete sich sein Auge eigentümlich forschend auf den unbekannten Reisegefährten, dessen auffallend ansprechenden und intelligenten Züge auch im Schlafe glückliche Seelenruhe und innere Zufriedenheit zeigten. Als die Passagiere in Leipzig den Zug zu wechseln genötigt waren, stand die Sonne bereits am Himmel. Manfred hatte ein unbestimmtes Gefühl bewogen, den beiden Fremden beim Umsteigen gefällig zu sein, sich ihres nicht geringen Handgepäcks hülfreich anzunehmen, wofür er reichlich Dank erntete. Es erschien daher auch als durchaus selbstverständlich, daß die

Weiterreise in einem gemeinschaftlichen Coupé von statten ging.

Von nun ab zeigte der junge Portugiese sich auch viel zugänglicher und gesprächiger. Durch verschiedene Fragen bewies er sein außerordentliches Interesse für alles, was Manfred von den heimatlichen Verhältnissen berichtete. Dabei hockte er freilich wieder in seiner Lieblingsstellung auf dem Polstersitze, hatte die großen Augen voll Spannung und Wißbegierde zu dem Erzähler aufgeschlagen und knabberte unausgesetzt seine Chokolade und allerlei Konfekt.

Während der lebhaften Unterhaltung wandte sich plötzlich der ältere Reisende, der bisher schweigsam geblieben, zu Manfred mit den Worten: „Ihre Mitteilungen wecken sympathische Saiten in meinem Innern, weil ich all jene Namen, welche mir schon gestern auf dem Bahnhofe, als ich unfreiwilliger Zeuge Ihrer Unterhaltung wurde, auffielen — früher oftmals nennen hörte. Der alte Freiherr v. Tanneberg lebt also noch?“

„Gott Lob, ja, und befindet sich im besten Wohlsein. Er ist mein Vater!“ entgegnete Manfred schnell, und sah dabei voll Überraschung in das merkwürdig bewegte Gesicht des Fremden.

Seltsame Empfindungen beschlichen plötzlich des Malers Herz. Er strich sich wie besinnend über die Stirn und starrte mehrere Minuten tief nachdenklich

vor sich hin. Dann fragte er zögernd: „Sie äußerten gestern Abend, daß Sie nach Thüringen zu gehen beabsichtigen, mein Herr. Da dies meine eigene Heimat ist, so würde es mich interessieren, zu wissen, ob Sie — Verwandte dort besitzen!"

„Verwandte? Hm! Ich weiß in der That nicht, ob man mich als solchen noch betrachten wird, da mein projektierter Besuch eine Art Überfall werden soll!" erwiderte der ältere Herr mit zitternder Stimme.

„So weiß man nichts von Ihrem Kommen?" stieß Manfred hastig hervor, wobei eine heiße Blutwelle seine Stirn überflutete.

Sichtbare Erregung in den schönen Zügen, lauschte Fernando auf jedes Wort.

„Nein — nichts. Aber die Vorsehung meint es gnädig mit einem, der an Liebe und Teilnahme kaum noch Anspruch zu machen wagt," sagte der Ältere, noch näher rückend, und fuhr eindringlich fort:

„Dem beredten Munde eines hoch- und edelgesinnten Frieden-Parlamentärs wird es hoffentlich gelingen, den letzten Rest von Zorn und Erbitterung aus dem Herzen eines alten Mannes zu verwischen!"

Nach diesen sonderbaren Worten trafen die Augen der beiden Männer sich in einem langen Blick. Die Röte über Manfreds Stirn war jetzt einer tiefen Blässe gewichen und fassungslos, allein noch immer stumm, preßte er die Hände gegen die Brust. Mit dem Ausdrucke nicht mehr zurückzudrängender Zärt-

lichkeit aber weidete sich der Fremde an Manfreds sprachloser Ungewißheit. Darauf sagte er leise und bedeutungsvoll:

„Ja wohl, das „Vaterhaus"! Wir sind ebenfalls auf dem Wege nach dem Schieferschloß des Tanneberg. Darf ich dort auf Ihren Beistand rechnen, junger Freund?"

Da brach es wie unterdrücktes Jauchzen über des Malers Lippen:

„Allmächtiger Gott, Friedrich! Ist es möglich — kann es wirklich möglich sein, daß Du es bist — Du, mein Bruder?!"

Schon war er aufgesprungen und hatte die kräftige Gestalt desselben umfaßt.

„Kein anderer als er, der Verschollene — Totgeglaubte steht vor Dir, kleiner Manfred!" flüsterte dieser, gleichfalls tief bewegt. „Doch was rede ich! Der kleine Manfred warst Du damals, vor vierzehn Jahren, als ich den Tanneberg verließ. Jetzt bist auch Du zum Manne herangereift, bist sicherlich des Vaters Stütze und einziger Trost geworden."

„Eine Stütze wohl nicht, da der Vater, Gott sei Dank, noch rüstig genug ist, seine Geschäfte selbst zu besorgen," erwiderte der Angeredete, ohne die Hand des Bruders freizugeben, warm.

„Und Du Manfred, ein schlichter Maler? Hast Du denn nie daran gedacht, daß, falls ich nicht zurückgekehrt, Dir allein der stattliche Besitz einst zu-

gefallen wäre?“ fragte der Ältere mit forschendem Blick.

„Friedrich, welche Idee! Was sprichst Du da! Niemals habe ich dem Gedanken Raum gegeben, daß Du — der Erbe, nicht ins Vaterhaus heimkehren solltest,“ rief Manfred fast zürnend. „Niemals habe ich mich vom Angenehmen und Behaglichen der heimatlichen Verhältnisse blenden lassen. Dem Vater gegenüber habe ich meine Pflichten gewissenhaft erfüllt, im übrigen bin ich stets meinen eigenen Weg gegangen und stehe, wenn die teure Hand, welche jetzt so großmütig für mich sorgt, einst kalt sein wird, Gott Lob auf eigenen Füßen. Dich, mein geliebter Bruder, in Deine Rechte eingesetzt zu sehen, ja, Dir dazu verhelfen zu können, das soll mir eine Genugthuung und Freude sein!“

Da drückte Friedrich dem Bruder voll Zärtlichkeit die Hand und rief:

„Was bist Du für ein edeldenkender Mensch! Hörst Du's, Fernando, das ist deutscher Edelsinn. Wahrlich, nun fällt mir eine Bergeslast vom Herzen!“

„Nein, nein, noch immer kann ich es nicht fassen, daß Du es wirklich bist, Friedrich! Daß die gütige Vorsehung uns beide gerade hier zusammenführt,“ unterbrach ihn Manfred, der fort und fort die Züge des Wiedergefundenen voll inniger Teilnahme betrachtete.

„Wenn jene Unterhaltung auf dem Breslauer Bahnhofe mich nicht aufgeklärt, so würde ich Dich

wohl schwerlich erkannt haben," sprachen unter tiefer Bewegung Friedrichs Lippen.

„Aber ich — ich fand eine Ähnlichkeit! Vom ersten Moment an erweckten Deine Augen eine Erinnerung in mir! Jedoch vermochte ich absolut keinen Anhaltspunkt zu finden."

„O, ich glaube es wohl, in dem bärtigen, alten Manne konnten Sie den Federigo von einst nicht wiederfinden!" rief jetzt auch Fernando mit glückstrahlenden Blicken.

Obwohl er in größter Bescheidenheit sich der brüderlichen Unterhaltung ferngehalten, so war an seiner schwer gezügelten Aufregung, wie am Feuer der schönen Augen deutlich zu erkennen, daß er mit südländischer Lebhaftigkeit dem Laufe der Entwickelung gefolgt war.

Manfred streckte ihm herzlich die Rechte hin, indem er mit Wärme versicherte, daß auch dem Schützlinge des Bruders ein gastlicher Empfang daheim bereitet würde.

„O, Sie müssen mir noch viel — viel erzählen," rief dieser ungestüm. „Ich fürchte, der alte Baron ist ein sehr strenger, verbitterter Herr; glauben Sie wirklich, er wird mir, dem fremden Eindringling, einen Platz unter seinem Dache gewähren? Ich verlasse Federigo nicht — niemals! Wenn ich nicht bleiben darf, dann geht auch er wieder!" beteuerte der Jüngling fast trotzig schmollend.

„Seien Sie getrost, junger Freund! Wohl ist, durch herbe Schicksalsschläge und körperliche Leiden verursacht — der Vater leidet an der Gicht —, das Gemüt desselben etwas verbittert, seine Ansichten sind zuweilen schroff, doch ungerecht und hart ist er nicht. Ja, ich zweifle nicht daran, daß, sobald jemand die rechte Stelle in seinem empfindungsvollen Herzen zu treffen weiß, die Eiskruste, welche es umgiebt, schnell schmelzen wird.“

Auf diese tröstliche Versicherung Manfreds war Fernando emporgesprungen und schmiegte sich zutraulich an seines Beschützers Arm.

„Nun, amico, was meinst Du dazu? Um Deinetwillen möchte ich es wohl niemals versuchen, mich in das Herz des Vaters einzuschmeicheln. Der geheimnisvolle Talisman, wie das anzustellen ist, liegt ja nun in unserer Hand!“ flüsterte er seltsam warm.

„Der Talisman sind Deine Augen, Fernando, ihnen muß sich jeder auf Gnade oder Ungnade ergeben. Du glaubst es nicht, Manfred, welch ein kleiner, gefährlicher Hexenmeister das hier ist!“ lautete Friedrichs, mit einem Anfluge von Wehmut gegebene Erwiderung.

Darauf saßen die Brüder Hand in Hand und tauschten Erinnerungen aus. Als der ältere ein ziemlich klares Bild seines Lebenslaufes entworfen, fragte er lächelnd:

„Und diese leidige Fehde spinnt sich wirklich noch in derselben Weise fort, wie ehemals?"

Leicht errötend bejahte Manfred, worauf der Andere fortfuhr:

„Wer wie ich so lange im Auslande und unter fremden Verhältnissen gelebt, dem erscheint solch ein Familienzwist wirklich klein und nichtig. Und jetzt, da ich ruhiger denke und die Vergangenheit mir noch einmal ins Gedächtnis zurückrufe, will es mich kaum möglich dünken, daß um vergilbter, alter Buchstaben willen ein heißloderndes Jünglingsherz einst seine Wünsche und Ideale zu Grabe tragen mußte. Nicht üble Lust hätte ich jetzt, Euch allen einmal nachzuweisen, daß die ganze Geschichte ein Phantom ist, so zu sagen: in mündlich überlieferten Ammenmärchen besteht."

„Da kommst Du ja Onkel Hans ins Gehege. Er ist eben d'rauf und d'ran, die alten, aus den staubigen Winkeln des Archivs hervorgeholten Scharteken zu durchschmökern. Was er daraus entziffern wird, soll die nächste Zeit lehren."

„Der gute Onkel Hans! Auch er ist ein Greis geworden, wie mir schien! So fröhnt er also noch immer seinen einstigen Passionen? Früher hat er mich oft zur hellen Verzweiflung gebracht mit seinen endlos breitspurigen Familiengeschichten. Die lebendige Chronik ist er, weiß Gott!"

„Aber eine ehrliche, treue Haut!" entgegnete der

Maler lachend. „Ich glaube, Friedrich, er verfällt bei der Nachricht, daß Du zurückgekehrt bist, in Verzückungs-Paroxismen! Stets hat er Deine Partei genommen, wo immer es anging!“

„Wirklich? Das freut mich zu hören! Übrigens hast Du mir noch keine Silbe vom Ziegelschloß berichtet. Oder ist die Feindschaft mit demselben jetzt so groß, daß man seiner nicht einmal mehr Erwähnung thun darf? Wie?“ fragte Friedrich gut gelaunt.

Bei dieser harmlosen Bemerkung hatte sich jedoch Manfreds Stirn mit dunklem Rot bezogen und ausweichend versetzte er:

„Graf Tanneberg liebt es, sich viel bei Hofe aufzuhalten, so daß es Zeiten giebt, in denen uns nicht einmal sein Schatten belästigt.“

„So! Aber wie steht es mit der kleinen Komtesse? Meiner Rechnung nach muß diese jetzt wohl an die dreiundzwanzig Jahre zählen. Ist sie hübsch — klug — und vor allem: gut? Ich hoffe, das Erbteil der sogenannten „bösen Linie“ zeigt sich in Gestalt jenes dünkelhaften Hochmuts nicht auch an ihr, der Letzten des gräflichen Stammes?“

Bei diesen Worten senkte Friedrich einen forschenden Blick in des Bruders Augen.

„Darüber vermag ich allerdings keine genaue Auskunft zu erteilen, weil ich aus nächster Nähe die junge Dame nur äußerst selten erblickt habe.

Was man über sie spricht, ist jedoch durchaus nichts Nachteiliges, obwohl sie sehr selbstbewußt von Charakter sein soll. Ihre Mildthätigkeit wie ihr Gerechtigkeitssinn werden sogar gerühmt. Nebenbei aber huldigt sie höchst unweiblichen Passionen und Gewohnheiten. Sie reitet, geht zur Jagd und raucht nämlich . . ."

„Ach was, sie raucht?" unterbrach laut auflachend Fernando den Erzähler. „Wie reizend! Bei uns rauchen alle Damen — alt und jung!"

„Das sind natürlich Ansichts- und Geschmacksachen," gab Manfred stirnrunzelnd zurück. „Komtesse Sitta wenigstens kommandiert und wirtschaftet in Schloß und Hof nach Männerart. Seit mehr als drei Jahren führt die junge Dame ganz selbständig des Großvaters Geschäfte. Man kann ihre kräftige Stimme oft zu uns herüberschallen hören!"

„Somit ist also eigentlich ein Junge an ihr verdorben!" sagte Friedrich sichtlich amüsiert über diese Beschreibung. „Armer Graf! Das Schicksal hat somit auch Dich einige Nieten ziehen lassen. Wie warst Du einstmals stolz auf Sohn und Tochter!"

„O, so lasse doch die Menschen, Federigo! Ich kann es garnicht leiden, wenn Du in jene trüben Erinnerungen Dich vertiefst, und möchte ich die Bewohner des Ziegelschlosses deswegen ordentlich

hassen!“ wehrte der Jüngling mit eigentümlich vibrierender Stimme heftig ab. „Wenn ich jemand von dort begegnen sollte, dann will ich so verächtlich und hochmütig auf ihn niederschauen, als ob — als ob . . . .“ er stockte.

„Das heißt, wenn wir selbst erst in Gnaden aufgenommen worden sind,“ fiel Friedrich im Tone des Scherzes dem Sprecher ins Wort.

„Zweifelst Du daran, mein Bruder?“ fragte Manfred seltsam bewegt.

„Mein an dem teuren Vater begangenes Unrecht ist sehr groß. Ich werde viel gut zu machen und zu sühnen haben.“

„Wir appellieren an sein Herz, Friedrich. Ich kenne des Vaters Eigenheiten und weiß, wie diese Festung zu erstürmen ist. Willst Du Dich mir bedingungslos anvertrauen?“

„Mit tausend Freuden, segne ich doch den Zufall, der uns zusammengeführt,“ lautete des Älteren herzliche Erwiderung.

„Wohlan, so bauen wir auf Dein gutes Glück!“

Zweites Kapitel.

Das Ziegelschloß und das Schieferschloß! Wer im Herzogtum X . . . kannte sie nicht, diese sonderbaren Zwillingsgebäude, welche, dicht aneinandergeschmiegt, gleich einem Paar in Liebe und Leid unzertrennlicher Kameraden, das mannigfache Anstürme vieler Jahrhunderte standhaft überdauert hatte.

Ein schönes, friedliches Bild unerschütterlicher Feudalität und Eintracht boten diese Schwesterschlösser des Tanneberg, welche mit vollem Rechte für eine Zierde, zugleich aber auch für eine Merkwürdigkeit der Gegend gelten konnten.

Der sogenannte Tanneberg, an dessen Fuß das stolze Häuserquadrat sich aufgebaut, schützt dasselbe vor jedem rauhen Nordostwinde, so daß Mandeln und süße Kastanien schon im August dort zur Reife gediehen. Wie in Abrahams Schoß gebettet lehnten sich die alten Mauern an die bewaldete Höhe des etwa 500 Meter über dem Seespiegel befindlichen Berges. Über den breiten Wallgraben, welcher

West- und Südseite der Schlösser umgab, führte nur eine einzige Brücke zu ihnen hinüber, und aus einiger Entfernung gesehen, bildeten die Gartenanlagen beider Besitzungen nur einen einzigen stattlichen Park. Allein niemand war es ein Geheimnis, daß seit undenklichen Zeiten, trotz scheinbarer Harmonie, nur Streit und Zwietracht in ihrem Innern gewohnt hatten. Das Ziegelschloß, welches aus einer etwas früheren Bauperiode stammen mochte, war Eigentum der älteren Linie Tanneberg, deren einer Sproß unter dem Kurfürsten Friedrich III., nachmaligem König Friedrich I., der dem deutschen Kaiser Beistand in seinen Kriegen geleistet, sich rühmlich ausgezeichnet und dafür mit dem Grafentitel beliehen worden war. Ein mächtiges, in Sandstein gehauenes Wappen mit der neunzackigen Krone über dem Hauptportal des Schlosses bewies nur zu deutlich, welch namhaften Wert die Nachkommen des berühmten Ahnherrn, Joachim von Tanneberg, auf diese Auszeichnung legten. Das um beträchtliches höhere, spitze Ziegeldach des Gebäudes ragte auch gar stolz in die Lüfte, als ob es nur mitleidig niederschaue auf das bescheidene Haus der jüngeren Linie, worin das Geschlecht desselben so anspruchslos, ohne Sang und Klang, allein trotzdem kräftig und gesund an Leib und Seele, emporgeblüht war. Wann — zu welcher Zeit und unter welchen Besitzern diese Erbfehde begonnen, was der

eigentliche Grund derselben war, darüber mochte die jüngere Generation sich wohl kaum mehr den Kopf zerbrechen. Längst gab es keine Streitigkeiten und Prozesse mehr unter den noch lebenden Familiengliedern, wie das ehemals leider oft der Fall gewesen, und die vergilbten Akten des gräflichen Archivs hinlänglich besagen konnten. Alles das war zwischen den Großvätern und Vätern ausgefochten und mit ihnen zu Grabe getragen worden. Nur eine durch die Zeit noch genährte, tiefwurzelnde, gehässige Antipathie war den Nachkommen der beiden Linien verblieben — wenigstens behauptete der Volksmund, daß zwischen ihnen niemals die geringste Gemeinschaft bestand — noch bestehen durfte. Da die Familie des Grafen Joachim v. Tanneberg zum protestantischen Glauben übertrat, wogegen das freiherrliche Haus im Schutze der römisch-katholischen Kirche verblieb, so war schon deshalb der Zwist gefördert worden. Das Schieferschloß, wegen des weithin leuchtenden blauen Schieferdaches so genannt, war in der äußeren Gestalt bedeutend schlichter, als sein stattlicher Nachbar. Zum Ärger für die durch den Glaubenswechsel der Familie angethane Kränkung, kaum fünfzig Schritte von den Schwesterhäusern entfernt, hatte ein resoluter Besitzer des Schieferschlosses eine Kapelle errichten lassen, welche, obwohl sie sehr zur Verschönerung des Ganzen beitrug, fortan ein steter Dorn in den Augen des evangelischen Grafen

blieb. Freilich mochte es wohl Zeiten gegeben haben, wo nur höchst selten oder nur zu besonderen Festtagen Gottesdienst darin abgehalten worden. Der nunmehrige Eigentümer, Baron Thilo v. Tanneberg, jedoch hatte es mit herzoglicher Genehmigung schon längst dahin gebracht, sich einen Hausgeistlichen halten zu dürfen. Beinahe komisch war es, wie diese deutlich gezeigte Abneigung der Besitzer sich sogar auf die Domestiken erstreckte. Zu Zank und Streit kam es unter denselben zwar auch nicht; indes man ging sich nach Möglichkeit aus dem Wege. Ja, es war wohl noch niemals vorgekommen, daß ein Gutsunterthan des Grafen Tanneberg mit einem auf dem Schieferschlosse in Diensten stehenden Mädchen sich verheiratet hatte. Ebenso sah auch die anspruchsvolle, feine Kammerzofe der jungen Komtesse mit Geringschätzung auf die Bedienten des „Herrn Barons" herab. Die feindlichen Vettern selbst begegneten sich trotz der Nähe ihrer Behausungen merkwürdig selten. Allein das Sonderbare war, man grüßte sich alsdann in ausgesuchtester Höflichkeit, um darauf weiter keine Notiz von einander zu nehmen. Dieses, nur die äußerste Form wahrende Zwangsgrüßen wurde im Volke scherzweise das: „Ach Jemineh" benannt, wahrscheinlich weil die betreffenden Herren beim gegenseitigen Erblicken sich heimliche Verwünschungen oder leise Flüche entgegenraunten. Der dem Grafen gehörige Güterkomplex

mochte das Besitztum des Freiherrn bei weitem übersteigen; da die ältere Linie jedoch seit lange etwas aus dem Vollen gewirtschaftet, so hatten die Ein- und Ausgaben dort nie recht im Einklang gestanden. Namentlich waren in den letzten fünfundzwanzig Jahren hin und wieder Hypotheken aufgenommen worden, so daß der sonst recht ansehnliche Reinertrag durch Deckung der Zinsen geschmälert wurde. Trotzdem fiel es dem Grafen durchaus nicht ein, sich in seinen Lebensgewohnheiten einzuschränken. Der ganze Haushalt des Ziegelschlosses war aufs beste montiert. Den Winter verbrachte er meistens bei Hofe, während er im Sommer Reisen unternahm. Besonders seit Komtesse Sitta, sein Enkelkind, zur Jungfrau herangereift war, erschien es ihm als unerläßliche Pflicht, seinem Stande gemäß aufzutreten. Sein Schloß war eigentlich selten leer von vornehmen Gästen.

Im Schieferschloß dagegen hatte sich seit des Freiherrn Vermählung mit einem schlesischen Adelsfräulein der einfache, patriarchalische Zuschnitt des Hauses durchaus nicht geändert. Die Ausstattung und Einrichtung war gut und gediegen, wenn auch ohne jeden Prunk und hervorragende Eleganz. Da Baron Thilo ein abgesagter Feind allen neumodischen Plunders war, die modernen Zimmerverzierungen, fest verhangene Fenster und handhohe Teppiche, welche die Tritte unhörbar machten, ganz und gar

nicht liebte, so konnte sich das Innere des Schieferschlosses mit dem des Ziegelschlosses in keiner Weise messen. Indessen war der Baron als ganz vortrefflicher Rechenmeister bekannt, der seine Ersparnisse wohl anzulegen wußte. Seine tadellose Landwirtschaft hatte sogar einen weitverbreiteten Ruf.

Als grellster Gegensatz zu diesem galt der Graf. War auch über sein Haupt bereits genugsam Kummer und Leid hinweggezogen, da er den einzigen Sohn, Sittas Vater, durch den Feldzug 1870 verloren, und seine schöne Tochter Theophila in vollster Jugendblüte ins Grab sinken sah. Nichts hinderte ihn, sich auf seine alten Tage noch sattsam an den Annehmlichkeiten des Lebens zu erfreuen. Er liebte Luxus und Komfort, eine wohlgeschulte Dienerschaft und täglich sein exquisites kleines Diner, zu welchem er sich stets mit einer gewissen Ostentation zu Tische setzte, und sobald nur ein Gast anwesend war, den Frack dazu anlegte.

Beinahe weibisch fein und verwöhnt in seinen Leibesbedürfnissen kümmerte er sich durchaus nicht darum, was der Haushalt, der in den Händen einer von ihm sehr bevorzugten Wirtin ruhte, kostete. Vielleicht mochte er auch folgern, es bliebe nach seinem Tode für Sitta immerhin noch genügend übrig und sie könne sich durch eine reiche Heirat leicht entschädigen. Graf Tanneberg huldigte dem Grundsatze: après moi le déluge!

Baron Tanneberg hatte zwei Söhne. Zwölf Jahre lang blieb Friedrich sein einziges Kind. Da kam zur Freude der Eltern im Schieferschlosse noch ein kleiner Nachzügler zur Welt. Mit diesem zog neues Leben und heitere Jugendlust ins Haus. Der Erstgeborene befand sich bereits zur Zeit auf einer höheren Lehranstalt, jedoch willfahrtete der Vater seinem sehnsüchtigen Wunsch, die militärische Carrière einschlagen zu dürfen.

Eine zärtliche Anhänglichkeit verband die Brüder, welche sie noch mehr zu einander fesselte, als ihnen die Mutter durch den Tod entrissen wurde, nachdem Manfred eben das achte Lebensjahr erreicht hatte. Allein ein sehr schmerzliches Ereignis sollte in das harmonische Familienverhältnis gar bald störend eingreifen, indem ein einziger unseliger Moment das Schicksal des jugendschönen, lebensfrohen ältesten Sohnes entschied und dessen Verhängnis heraufbeschwor. Friedrich, der bereits einige Jahre als Offizier bei dem Regiment der Garde-Reiter in Dresden stand, kehrte an einem Pfingstsonnabend ins Schieferschloß auf Urlaub ein. Die herrliche, duftende Maienpracht ringsum, das wohlige Gefühl, sich wieder einmal für ein paar Tage dem Nichtsthun und einer ungestörten Ruhe hingeben zu dürfen, erfüllte den von Natur etwas romantischen und leicht exaltierten Sinn des jungen Mannes, als er von der Bahnstation nach dem Tanneberg fuhr. Da

— als der offene Jagdwagen die kleine Anhöhe hinan und beim Ziegelschloß vorbeirollte —, da fiel Friedrichs Blick zufällig auf eines seiner tief herabreichenden französischen Fenster des Speisesaals. Zugleich malten Staunen und Entzücken sich auf seinem Gesicht. Denn dort stand Theophila, die wunderschöne Tochter des Grafen, und grüßte holdselig freundlich zu dem im freiherrlichen Wagen lehnenden fremden Vetter nieder. Soeben erst aus einer süddeutschen Residenz heimgekehrt, wo sie mehrere Jahre bei der Schwester ihrer verstorbenen Mutter, der Oberhofmeisterin Gräfin Dambreck, geweilt, hatte sie von jenem mythenhaften Familienstreit wahrscheinlich nur geringe Kenntnis erlangt. Im Gegenteil verrieten des reizenden Mädchens lachende Augen nur zu wohl den lebhaften Wunsch nach einem freundschaftlichen Verkehr mit den Nachbarn. Und wirklich, als eine Woche später der Offizier in seine Garnison zurückkehrte, wußte er nur zu wohl, daß die hohen — felsenhohen Schranken, die eine Jahrhunderte hindurch dauernde Fehde zwischen den Schlössern aufgetürmt, der Liebe nimmer Stand zu halten vermochten, ja noch mehr, daß er selbst sich dazu berufen fühlte, den leidigen Zwist auf eine nach seiner Idee sehr natürliche Weise zu schlichten. Seit jenem Pfingsten aber weilte Friedrich oft, sehr oft im Schieferschloß, was den Baron, dem der wahre Grund dieser häufigen

Besuche fremd war, höchlichst wunderte und sogar einmal zu der Äußerung veranlaßte, Friedrich möge, da er plötzlich solch reges Interesse für die Landwirtschaft an den Tag lege, doch lieber den Dienst quittieren und für immer nach Hause kommen. Niemals aber hätte der Vater von dem Erben seines Besitzes und Namens einen vertraulichen Verkehr mit den Bewohnern des Nachbarschlosses vermutet.

Die beiden Schlösser standen nicht parallel neben einander. Des Ziegelschlosses Rückwand stieß an die östliche Seitenwand des Schieferschlosses, und wußte die Sage sogar von einer Verbindungsthür zu erzählen, die vor langer Zeit, als noch Eintracht in diesen alten Mauern geherrscht, von irgend einem Zimmer unmittelbar in den Ahnensaal des letzteren geführt hätte. Aber niemand wußte mehr den Platz anzugeben, wo dieser, vielleicht auch nur der Phantasie einer furchtsamen Kammerkatze entsprungene Zugang bestanden. Wohl hatte Manfred in früheren Jahren, nach Art neugieriger Knaben, oftmals hier und da an den getäfelten Wänden geklopft und gehorcht, mit dem Wunsche, jene geheimnisvolle hohle Stelle zu entdecken. Allein es fand sich nichts. Dennoch aber gab es einen Weg, auf dem man, ohne die Schwelle des Portals zu überschreiten, ins Ziegelschloß gelangen konnte. Ganz zufällig hatte Baron Thilo einmal dem ältesten Sohne davon erzählt.

In einem der gewölbten Weinkeller befand sich ein winziges Pförtlein, welches nach einer zwischen den Wänden verborgenen Wendeltreppe führen sollte. Wo diese jedoch münde, ob sie zur Zeit auch wirklich noch bestand, darüber vermochte der alte Herr nichts näheres anzugeben. Er sagte nur noch, es läge, wahrscheinlich von seinem Großvater her, der Schlüssel zu dieser Thür in einer alten Schatulle aufbewahrt. Ob man im Ziegelschlosse überhaupt von jener Verbindung wisse, sei zweifelhaft.

Es war am Vorabende eines im Schieferschlosse abzuhaltenden großen Jagddiners, wozu der ganze Landadel der Gegend, soweit er nicht mit dem Grafen im Verkehr stand, geladen war. Auch Friedrich hatte dem Vater bereits sein Kommen durch Telegramm angekündet. Als vorsorglicher Hausherr, wie der Baron stets gewesen, ließ er es sich nicht nehmen, selbst in den wohlversehenen Weinkeller hinabzusteigen, um die für die Tafel bestimmten edlen Sorten eigenhändig auszuwählen. Pater Peregrin, welcher eine Laterne trug, begleitete ihn. Unten angelangt, gewahrte Baron Thilo mit einem Male zu seinem nicht geringen Staunen das halb verrostete und völlig vergessene Eisenpförtchen weit geöffnet. Was sollte das bedeuten? Zornig leuchtete der Hausherr in den sich seinen Blicken darbietenden dunklen Spalt. Konnte einer der Diener zu irgend welchen Zwecken diesen Weg ins Nachbarschloß be-

nutzt haben? Unmöglich! So viel er sich entsann, wußte von den Domestiken niemand von der Existenz dieser Thür. Und schließlich, wie auch sollte der Schlüssel . . . Doch halt. Ein zündender Gedanke schoß Baron Thilo durch den Kopf. Sein Sohn Friedrich wußte darum. Er selbst hatte ihm ja die Mitteilung davon gemacht. Wenn der unbedachte junge Mann . . . .! Im höchsten Grade erregt, bemühte er sich, dieser Idee nicht weiter Raum zu geben. Unterdessen hatte auch der Pater sich der Öffnung genähert und lauschte mit sichtbarer Spannung in den Zügen. Gedämpftes, jedoch sich näherndes Stimmengemurmel drang jetzt in den totenstillen Kellerraum hinab.

„Gute Nacht, Thea! O, mein süßes, holdes Lieb, wie glücklich macht mich jedes Wiedersehen und noch glücklicher die Versicherung Deiner Liebe, die allen Vorurteilen Trotz bietet. Wahrhaftig, dieser hirnverbrannte, lächerliche Zwist soll mich nicht hindern, mein Glück mir zu erringen, und sollte ich auch darum brechen mit allem, was bisher mir teuer und heilig war. Dich, Thea, lasse ich nimmer!"

„Gewiß, Friedel, Du wilder, ungestümer Mensch. Du darfst auf meine Treue bauen. Ja, wirf nur den zündenden Funken in jene Pulvermine. Hahaha! Wie wird das knattern und krachen. Einen Heidenspaß wird das geben. Und wir beide schauen lachend und schadenfroh zu und lassen die Alten sich die

Haare raufen. Topp, Friedel, ich, Theophila Gräfin Tanneberg, werde die Herrin vom Schieferschloß. Das ist köstlich — hahaha!" tönte es mit silberheller, doch schneidender Stimme zurück.

Darauf blieb für eine Weile alles still, bis leise Tritte, als ob jemand vorsichtig tappend eine Stiege hinabschritt, sich vernehmen ließen.

Wie zu einer Bildsäule erstarrt, totenbleichen Angesichts, stierte Baron Thilo nach der verhängnisvollen Thüröffnung. Seine Lippen zitterten und in fast krampfhafter Bewegung fuhren seine Arme drohend durch die Luft. Jetzt plötzlich, ein Windlicht in der Hand, erschien die gebückt schreitende Gestalt Friedrichs in dem Rahmen der kleinen Thür. Noch lag der seelische Abglanz eines fassungslosen Glückes über dem jugendlichen Gesicht, noch war sein Auge durch innere Erregung und Leidenschaft getrübt, so daß er nur wie traumumfangen vorwärts schlich. Allein durch die im Keller sich ausbreitende sanfte Helle jäh erschreckt, hob er endlich den Blick. Tödliches Entsetzen in den Zügen, prallte er im selben Moment auch schon zurück. Dicht vor ihm stand sein Vater! Verraten — entdeckt! Vor der entscheidenden Stunde entdeckt! — Die Aussprache, welche hierauf im Wohnzimmer des Barons zwischen Vater und Sohn erfolgte, sollte leider entscheidend werden für des leidenschaftlichen jungen Mannes Zukunft.

„Wenn Du jenes Mädchen, Wilfried Tannebergs Tochter, die Protestantin, jenes als charakterlose Kokette bekannte Geschöpf, zu Deinem Weibe zu machen gesonnen bist, Friedrich, dann sind **wir** beide für alle Zeit geschiedene Leute — dann darfst Du, so lange ich lebe, niemals den Fuß über des Schieferschlosses Schwelle setzen. Das schwöre ich!“ hatte Baron Thilo zitternd vor Aufregung im höchsten Zorn gerufen.

„Und wenn Du, Vater, um eingebildeter Vorurteile und Ammenmärchen, ja um eines ganz unbegründeten Hasses willen ein edles Mädchen schmähen willst und das Glück Deines Sohnes grausam zu zerstören den Mut findest, dann wird mir klar, daß wärmere Empfindungen Deinem Herzen überhaupt fremd sind. Ich **will** und **werde** Thea zu meinem Weibe machen, und sollte die Erbitterung und Feindschaft zwischen diesen Häusern zu noch höherem Grade anwachsen. Uns Liebende wird das **nicht** trennen. Wir lassen niemals von einander. Das schwöre ich Dir, Vater!“ klang es fest und drohend aus des Sohnes Munde.

Da geschah etwas, was der Baron später durch Jahre hindurch schwer und tief zu bereuen hatte. In wildem Grimme, seiner Sinne kaum mächtig, schlug er nach der Wange desjenigen, der ihm bisher noch niemals den geringsten Kummer gemacht, der wegen seines Fleißes und guter Führung stets

sein Stolz gewesen. Leichenblaß, ohne ein Wort der Erwiderung, war Friedrich hinausgewankt.

Um jedes Aufsehen zu vermeiden, hatte dieser auch der am nächsten Tage stattfindenden Jagd noch beigewohnt, jedoch vermied er jeden direkten Verkehr mit dem Vater und zeigte sich überhaupt von einem apathischen Gleichmute und starrer Unzugänglichkeit. Nicht einmal den sanften, eindringlichen Worten Pater Peregrins gelang es, den nach dessen Ansicht Verblendeten zur Vernunft und Einsicht zurückzuführen. Ähnlich einem Blitzstrahle, der den kräftigen, himmelanwachsenden Eichenbaum niederstreckt, hatte es des jungen Mannes Haupt getroffen. Wie konnte er weiterleben unter seinen Kameraden, dem Könige weiterdienen mit der entehrenden Schmach jenes fürchterlichen Schlages!? Er war kein Knabe mehr, nein, ein Mann von 25 Jahren war er, und dem Vater stand kein Recht zu, ihn zu züchtigen. Dabei aber brausten jene entsetzlichen Worte: „charakterlose Kokette“ wie Sturmesgewalt durch sein Hirn. Was wußte der Vater über Theophila? Warum nur hatte er sich selbst um das Vorleben des jungen Mädchens nie bekümmert? Alles log — die ganze Welt log, nur Theas Augen logen nicht! — — —

Nach stattgefundener Jagd, beim heiteren Mahle sprachen in völlig harmloser Weise die Freunde des Hauses über den gräflichen Nachbar und die plötzliche Heimkehr der schönen Komtesse ins Vaterhaus.

„Das beste wäre allerdings, der Alte brächte sie schleunigst unter die Haube," sagte ein durch seine feine Spürnase bekannter jüngerer Mann, bedenklich den Kopf wiegend. „Denn sonst . . . hm — hm! Die Geschichte mit dem Prinzen Rupert am Hofe zu Z. soll schließlich einen Charakter angenommen haben, welcher sogar der sonst nicht gerade sehr strengen Fürstin-Mutter zu arg geworden sei. Demzufolge ist Gräfin Thea Knall und Fall abgereist und scheint die alte Dambreck, welche die Sache protegiert hat, seitdem etwas in Mißkredit geraten zu sein. Ich weiß das alles ganz genau vom Attaché der W.'schen Gesandtschaft, der mir ab und zu, weil ich mich für die Z . . . schen Hofverhältnisse interessiere, Bericht erstattet. Vielleicht findet sich nun hier ein Gimpel, der auf den süßen Leim geht und dem noch immer recht verführerischen Mädchen die Hand zum Bunde reicht! Hahaha!"

Ohne daß es jemand aufgefallen war, hatte Friedrich bald nach aufgehobener Tafel den fröhlichen Kreis verlassen und war noch in der nämlichen Nacht nach Dresden zurückgekehrt.

Mehrere Tage später drang eine schlimme — zuerst kaum glaubhaft klingende — Kunde hinüber nach dem Schieferschloß und erfüllte das ohnedem fieberhaft erregte Gemüt des Freiherrn mit aufrichtiger Betrübnis.

Die junge, schöne Komtesse — so berichtete die Dienerschaft — sei kalt und tot in ihrem Zimmer,

über den Schreibtisch gebeugt, scheinbar schlafend, aufgefunden worden! Alle sofort angestellten Belebungsversuche wären jedoch erfolglos geblieben. Der Ausspruch des herbeigeholten Arztes lautete: ein Herzschlag habe das Leben des blühenden, kaum 26jährigen Mädchens so jäh geendet. — Geschwätzige Zungen berichteten ferner von dem wahnsinnigen, in wahren Tobsuchtanfällen sich äußernden Schmerze des Grafen, der mit Theophila sein letztes Kind verlor! Das war die Nachricht, welche weit und breit alle teilnehmenden Gemüter im höchsten Grade erschütterte. Daß, gleich vergiftetem Odem, hin und wieder auch Gerüchte auftauchten, die, obwohl nur verstohlen und heimlich geflüstert, doch gierig aufgefaßt und nacherzählt wurden, ließ sich leider nicht vermeiden. Ein Schlagfluß hatte das Dasein des armen Mädchens geendet, daran zweifelte wohl keiner, aber man sprach auch von schonungsbedürftigem Zustande — — — von allzu festem Schnürmieder — —!

Des Freiherrn ältester Sohn überschritt die Schwelle des Schieferschlosses nicht mehr. Er reichte seinen Abschied ein und bot dem Vater in einem zwar nicht unehrerbietigen, doch kurzen, kalten Schreiben Lebewohl.

Seitdem war keine Kunde mehr von Friedrich v. Tanneberg nach dem Schieferschlosse gedrungen.

Drittes Kapitel.

Die freiherrliche Equipage, welche zu Manfreds Abholung nach der, etwa eine knappe Stunde entfernten Bahnstation gesandt worden war, hielt vor dem Schieferschloß. Das langjährige Hausfaktotum, der alte Kammerdiener Körber, der den Sohn hatte aufwachsen sehen, bekundete großes Erstaunen, als drei Herren derselben entstiegen. Mit einigermaßen scheuem Seitenblick streifte sein Auge die hohe, kräftige Figur und das gebräunte Antlitz des älteren Fremden.

„Mein Vater hält wohl noch sein Nachmittagsschläfchen, wie, Körber?".

„Ja wohl, Herr Baron. Aber es ist mir befohlen worden, bei Hochdero Ankunft freiherrliche Gnaden sofort zu wecken," lautete die in ehrfurchtsvollem Tone gegebene Erwiderung.

„Nein, Körber, wecken Sie Papa lieber nicht. Ich habe mir ein paar — Freunde mitgebracht und möchte ihm diese Nachricht selbst mitteilen. Alte

Leute sind, wenn sie jählings aus dem Schlafe gestört werden, meistens übler Laune. Man muß immer diplomatisch zu Werke gehen. Lassen Sie aber die beiden großen Eckzimmer der zweiten Etage sofort in Stand setzen und das Gepäck der Herren hinauf schaffen. Nach der langen Fahrt werden Sie müde sein, nicht wahr, Fernando?" wandte der junge Maler sich diesem zu.

Halb zerstreut schüttelte der Portugiese den lockigen Kopf, während seine großen Augen voll stummen Interesses die beiden, ihm als Schieferschloß und Ziegelschloß bezeichneten stattlichen Bauwerke betrachtete.

„Nun, was sagen Sie dazu, Fernando? Ist meine Beschreibung nicht zutreffend?" fragte Manfred heiter. Sehen Sie diese steinerne, hohe Einfassung des nachbarlichen Gebietes dort drüben? Das ist die chinesische Mauer, welche das „himmlische Reich" gar streng von uns Paria abschließt. Weiter unten im Park finden Sie überall dichte, undurchdringliche Hecken, so daß Sie durchaus nicht Gefahr laufen, jemand von drüben zu begegnen."

Immer noch stumm und beinahe eingeschüchtert hing Fernando sich an den Arm des älteren Freundes, welcher sich teilnehmend zu ihm niederbog und leise sagte:

„Das ist meine Heimat, Fernando! Möchte es Dir hier gefallen?"

Den Befehlen des jungen Gebieters nachkommend, war der Diener bereits vorausgeeilt.

Langsam folgten die Reisenden, und besonders war es Friedrich, der zögernden Fußes durch die ihm so wohlbekannte, eine Zierde des Schlosses bildende, gewölbte, mit mächtigen, alten Wappenschildern und Rüstungen geschmückte Eingangshalle schritt. Tiefe Wehmut und schwer versteckte Rührung zeigte sich in des heimgekehrten Sohnes Angesicht. War denn wirklich ein Zeitraum von vierzehn Jahren verflossen, seit er an jenem unseligen Jagdtage in diesen Räumen zuletzt geweilt? Nichts hatte sich darin verändert, genau wie ehemals stand jedes Stück am alten Platz. Dieselbe vornehme Ruhe, der gleiche wohlige Zauber des stillen Friedens umfing ihn auch heute und erfüllte sein Herz mit Empfindungen, die alles wachriefen, was er an Jugendlust und ungetrübtem Glück hier einst genossen. Nur er selbst war ein anderer geworden, ein ernster, geprüfter Mann, dem des Lebens herbe Erfahrungen nur zu bald die Schwingen gestutzt hatten, ein Mann, der auf die Vergangenheit zurückblickte wie auf die inhaltslosen Kapitel eines Kindermärchens.

Fester zog er des jungen Begleiters Arm an seine Brust und schritt gedankenvoll die Treppe hinauf.

Nachdem Manfred seine Gäste bequem einlogiert, eilte er unverzüglich nach des Vaters Wohngemach,

um diesen möglichst schonend auf die überraschende Rückkehr des Bruders vorzubereiten. Nur zu wohl wußte er, daß dies für ihn ein schwerer Gang war; die Verantwortung, welche er übernommen, trat ihm immer deutlicher zu Tage. In Bezug auf Friedrich war der alte Baron bisher stets schroff und unzugänglich gewesen; er wollte an jene schmerzliche Episode niemals erinnert werden. Allein Manfred glaubte unzählige Beweise zu haben, daß der Vater des Ältesten nimmer vergessen und heimlich auf dessen Heimkehr hoffte. Durch Pater Peregrin war ihm jenes tragische Stück Familiengeschichte mitgeteilt worden, dabei hatte er sich ertappt, dem Bruder nicht so viel Schuld beizumessen, als es andere vielleicht thaten. Nachdem Manfred das gegen die grellen Strahlen der Junisonne sorgsam verdunkelte Arbeitszimmer des alten Freiherrn betrat, fand er wider Erwarten diesen durchaus nicht mehr schlummernd, sondern mit sorgenschwer aufgestütztem Haupte am Schreibtisch sitzend.

„Da bin ich wieder einmal daheim, Vater!“

Mit diesem unverholene Freude und Herzlichkeit ausdrückenden Rufe stürmte der Sohn ihm entgegen. Anscheinend völlig teilnahmlos blieb der Baron sitzen und machte nicht die geringste Miene, den sonst so willkommenen Gast zu begrüßen. Voll Überraschung stutzte der Maler und hemmte alsbald seine Schritte. Drei Monate waren vergangen,

seit er zuletzt hier gewesen, und nun dieser kalte Empfang. Was bedeutete das?

„Vater, so sage mir doch, was vorgefallen ist? Ich weiß mir durchaus nicht zu erklären, daß ich durch irgend etwas Deinen Unwillen erregt haben könnte!“ äußerte endlich Manfred zögernd. Langsam und behäbig stand Baron Tanneberg jetzt vom Sessel auf und heftete das große, von dichten weißen Brauen beschattete Auge auf den Sprecher. Der Besitzer des Schieferschlosses war noch immer eine stattliche Gestalt, und mit Rücksicht auf das frischrote Gesicht und den ziemlich üppigen Haarwuchs konnte man ihn eigentlich für jünger halten, als er war. Nur die in Folge der Gicht etwas gebeugte Haltung, wie der unsichere Gang ließen das herannahende Alter erkennen. Wie er Manfred näher getreten war, blitzte und zuckte eine seltsame Erregung, die aufs Haar dem Zeichen schlecht beherrschten Zornes glich, über die edel geschnittenen, wohlgebildeten Züge, und heftig sprudelte es über seine Lippen:

„Wie ich bei Deiner Ankunft hier vom Fenster aus gewahrte, hast Du Dir heute — Gäste mitgebracht! Was soll das heißen, Manfred?“

„Ich glaubte, daß die so rühmlich bekannte Gastfreundschaft des Schieferschlosses eine vorhergehende Ankündigung der Gäste überflüssig mache!“ lautete die schnelle Entgegnung. Manfreds scharfe Beob-

achtung hatte längst entdeckt, daß etwas ganz Besonderes jene Aufregung bei dem Vater verursacht haben mußte, deshalb hielt er es für geboten, nicht gleich mit der Thür ins Haus zu fallen.

„Thorheit! Darüber rede ich nicht," grollte der Baron mit ungeduldiger Schulterbewegung. „Ich will damit nur sagen, daß ohne mein Wissen und Wollen nicht jedermann hier aus- und eingehen darf nach Belieben — nicht jedermann, hörst Du's, Manfred!"

„Vater!" Die Stirn von dunkler Purpurglut überzogen, war Manfred erschreckt zurückgefahren. „Vater, ich weiß, daß Du mir stets das größte Vertrauen bewiesen, o sage, bitte, kein weiteres Wort, bevor Du mich angehört, meine Rechtfertigung vernommen hast."

„Ich bedarf Deiner Erläuterungen durchaus nicht," versetzte der Freiherr milder, wenn auch noch mit finster zusammengezogenen Brauen. „Alles, was Du sagen und auf was Du eventuell mich vorzubereiten im Sinne führst, hat schon ein einziger Blick mir verraten. Ein Vaterauge täuscht man nicht, mein Sohn!"

„O Gott, so ahnest — weißt Du schon, daß ....!" stammelte Manfred verwirrt.

Baron Tanneberg schöpfte tief Atem und sagte mit gepreßter Stimme:

„Vor etwa zwanzig Minuten habe ich einen

hochgewachsenen Mann dort unten aus dem Wagen steigen sehen — einen anscheinend Fremden, dessen Haltung, Gang und Züge mir jedoch nur zu deutlich bewiesen, daß jene den Gliedern unserer Linie eigentümlichen Merkmale durch die Jahre nicht verschwinden können, sondern immer schärfer hervortreten. So sicher und selbstbewußt schreitet nur ein Tanneberg vom Schieferschloß! Wer aber giebt Dir ein Recht, Jenen, der dem Herzen seines Vaters solch tiefe Wunden geschlagen, so ohne weiteres in mein Haus zu bringen? Meinst Du etwa, daß all jene schmerzlichen Erinnerungen an das, was vor vierzehn Jahren sich hier zugetragen, sich so leicht verwischen lassen? Und ferner, meinst Du, daß, wenn es Jenem paßt, das Vaterhaus endlich wieder aufzusuchen, ich sofort bereit bin, ihn mit offenen Armen zu empfangen? Nein, Manfred, das kannst Du unmöglich von mir verlangen!"

Für Minuten herrschte tiefes Schweigen, dann eilte der Maler auf den Freiherrn zu und langte in ungestümer Zärtlichkeit nach dessen Hand, indem er feurig ausrief:

„Was Du mir sagst, mag alles wahr und richtig sein, mein Vater, und niemand ehrt und achtet Deine Gefühle besser als ich. Allein es giebt Empfindungen, denen gegenüber die kalte Überlegung nicht Stand zu halten vermag, die so mächtig wie ein Born aus der Menschenbrust plötzlich hervor-

quellen, so daß sie alle und jede Vernunft zu nichte machen. Du, Vater, legst den Maßstab an nach Deinem tief gekränkten Herzen, aber Du bedenkst nicht, daß mir das Wiedersehen mit dem, dessen Namen ich kaum vor Dir auszusprechen wage, der ich zu jener traurigen Zeit noch ein Knabe war, von der höchsten, beglückendsten Bedeutung gewesen. Ohne Bedenken bin ich dem Langentbehrten an die Brust gesunken und habe ihm mein Wort verpfändet, mit Aufgebot all meiner Kräfte Deine Verzeihung ihm erwirken zu helfen. Ja, Vater, das habe ich gethan," fügte Manfred leidenschaftlich hinzu, „und ich scheue mich nicht, Dir das offen zu bekennen!"

„Oho! Wirkt das böse Beispiel schon so weit, daß auch Du Dich ebenfalls gegen die väterliche Autorität, gegen meinen Willen auflehnst? Spricht so mein bisher musterhafter zweiter Sohn?" rief der Baron zwar bitter, indeß mit einem seltsamen, halb Bewunderung verratenden Blick auf des jungen Mannes schön geschnittenes Angesicht.

Ungestüm umschlang dieser des alten Herrn Schulter und entgegnete schnell:

„Den väterlichen Willen, sagst Du? Bis jetzt hast Du ihn noch in keiner Weise geäußert. Ich würde niemals wagen, mich gegen denselben aufzulehnen Wenn Du es befiehlst, Vater, so verlassen wir noch zur Stunde das Schieferschloß. Allein bedenke auch, daß damit vielleicht die letzte Brücke

abgebrochen ist zwischen Dir und Einem, der — der sich nach Vergebung sehnt! Mir wirst Du es aber nicht verwehren, daß die Thür meines bescheidenen Heims dem Bruder und seinem Schützlinge fortan geöffnet bleiben wird."

Wie Trotz und harte Unversöhnlichkeit zuckte es bei dieser Rede über des Hausherrn Züge. Doch es war nur ein kurzer Kampf, der in ihm tobte. Abermals richteten sich die noch immer blitzenden Augen auf des Sohnes Antlitz, das jetzt in seinem Ausdrucke von mutiger Entschlossenheit doppelt anziehend erschien, und wie das Nachgrollen des Donners klang es über die weißbärtigen Lippen:

„Der Unschuldige darf nicht leiden mit dem Schuldigen. Auch weiß ich, daß es wohl vergeblich wäre, Dir, Manfred, den harten Kopf — das Erbteil der Tanneberg — zu brechen. Wohlan, w a s verlangst Du eigentlich von mir?"

Der alte Herr, welchem das lange Stehen beschwerlich fallen mußte, hatte sich dabei in einen Sessel gleiten lassen und schaute scheinbar zornig, jedoch mit schlecht verhehlter Neugierde zu dem Sohne auf.

Dieser stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und rief:

„O, ich wußte ja, daß Du nicht hart — nicht unversöhnlich sein kannst, mein Vater!"

„Pst! Oho! Du meinst wohl, mich mit guter

Manier schon herumgekriegt zu haben? Wie? Nein, mein Junge. Zuerst verlange ich volle Offenheit auch darüber, wie Ihr beide eigentlich zusammengetroffen seid."

In anschaulicher Weise berichtete nun Manfred über die Begegnung auf der Eisenbahn, über das Wiedererkennen und die gemeinsame Reise. Aber er verfehlte auch nicht, alles, was er über des Bruders Leben und Aufenthalt in Portugal wußte, ins beste Licht zu setzen.

„So! Also Friedrich," es war das erste Mal, daß der Baron diesen Namen aussprach, „also Friedrich hat anfänglich in der portugiesischen Marine gedient, hat interessante Reisen gemacht? Hm, hm! Ja, außergewöhnliche Ausdauer und ein besonderes Talent für fremde Sprachen hat er stets an den Tag gelegt. Wie aber kam er an den Hof Don Luiz nach Lissabon?"

„Durch Empfehlungen! Fernandos Vater, welcher beim Könige persona grata war, hat ihm in dessen nächster Umgebung ein ehrenvolles Amt verschafft," versetzte der Gefragte lebhaft. „Für Friedrichs Zukunft wäre dort wohl auch gesorgt gewesen, wenn die Sehnsucht nach Dir und dem Vaterlande ihn nicht endlich heimgetrieben."

„Pah! Ein Lebenszeichen konnte er während all dieser Jahre wohl von sich geben!" warf der Freiherr grollend hin.

„Trage das ihm nicht nach, mein Vater. Jedenfalls bedurfte es dieses langen Zeitraumes, um jene traurige Begebenheit zu vergessen — um völlig zu überwinden.“

„Unsinn! Überwinden? Dazu braucht man nicht vierzehn lange Jahre! Ein Starrkopf war er. Er gefiel sich darin, den Märtyrer zu spielen und die Leute von sich reden zu machen. Ganz verteufelt romantisch klingt es: Der Erbe des Schieferschlosses ist um einer Herzensaffaire willen ins Ausland gegangen! Die Lust an Abenteuern ließ ihn das alte Vaterland vergessen!“

„O nein, nein, wie wenig paßt das auf den ernsten, im Auftreten und Reden so schlichten Mann,“ eiferte der Jüngere sichtlich betrübt. „Der Bruder ist durch und durch Edelmann und verleugnet nicht den Sproß unseres Geschlechts. Nicht Abenteuerlust, nicht um Reichtümer zu erjagen, ist er so lange fortgeblieben, nein, gewiß nicht! Nur aus dem Grunde, weil all seine Interessen und Sympathien dem Lande zugewandt waren, das hülfreich sich des armen Deutschen angenommen. Er hat mir selbst gesagt, daß es wie mit magischen Banden ihn dort festgehalten.“

„Kann mir's denken. Die Frauen dort sind glutäugig und schön,“ warf der Freiherr spöttisch ein. „Und was ist das für ein junger Mensch, den er sich mitgebracht? Wie stolz und keck der Bursche sein Köpfchen trägt!“

„Er heißt Fernando Pecle da Costa Lucea, seinem Vater war Friedrich zu großem Danke verpflichtet. Der Arme ist jetzt elternlos. Friedrich hat sein Wort verpfändet, ihn stets, das heißt, so lange er schutzbedürftig ist, in väterlicher Obhut zu behalten."

„Sonderbar! Und meint Ihr, der junge Fremde wird sich unseren schlichten, deutschen Verhältnissen anpassen? An solchen exotischen Gewächsen erlebt man in der Regel nicht viel Erfreuliches. Unser Boden eignet sich nicht für sie."

Abwehrend schüttelte Manfred den Kopf und sagte rasch: „Auf mich macht Fernando den besten Eindruck. Möglich, daß ich als Maler durch die wahrhaft klassischen Linien seines Kopfes ein wenig beeinflußt bin, aber es liegt etwas so Anschmiegendes, Zartes, fast Mädchenhaftes in seinem Wesen, welches gleichzeitig die gute Erziehung, die er genossen, andeutet. Er muß in distinguierten Kreisen aufgewachsen sein. Mit rührender Liebe und Verehrung blickt er zu Friedrich auf. Freilich gebe ich zu, er verwöhnt und verhätschelt den hübschen Jungen gehörig, doch wer will ihm das verdenken oder gar darüber Vorwürfe machen!" setzte er lachend hinzu.

Mit über der Brust gefalteten Händen, den grauen Kopf an die Sessellehne zurückgelegt, hatte der alte Herr still dagesessen und nachdenklich vor sich hin geblickt; endlich fuhr er aus tiefem Sinnen empor und sagte in eigentümlicher Erregung:

„Gut! Du magst Friedrich mitteilen — daß ich ihn heute noch zu sehen wünsche!“

Gleich einem Jauchzen entschlüpfte es des Malers Brust.

„Heute noch zu sehen wünsche,“ wiederholte der Baron noch einmal mit Nachdruck, „allein ich stelle zur Bedingung, er darf jenes Vorfalles von damals — um dessentwillen er das Vaterhaus verließ — nie mehr gegen mich erwähnen. Einer Entschuldigung oder Rechtfertigung bedarf ich nicht. Die Zukunft soll mir beweisen, ob er des Namens Tanneberg und einstmals dieses Besitztumes würdig ist!“

„Auch nicht eine Sekunde zweifle ich daran, mein Vater!“ stieß Manfred, seine fieberhafte Unruhe mühsam meisternd, hastig hervor und eilte, dem Bruder diese Freudenbotschaft zu verkünden.

Viertes Kapitel.

„Großpapa! Groß — pa — pa! Wo in aller Welt steckst Du denn?"

Eine laute, klangreiche Mädchenstimme ertönte durch die totenstillen Räume des Ziegelschlosses. Auf Gängen und Treppen machten weiche Deckenläufer die Tritte der Dienerschaft unhörbar. Niemals ließ sich Thürenknarren oder gar unziemliches Sprechen darin vernehmen. Des alten Grafen hohe Reizbarkeit und Nervosität duldete absolut kein störendes Geräusch, und wehe dem Domestiken, welcher sich nicht unbedingt der Hausordnung gefügt hätte. Um so mehr wirkte solch lauter Ruf befremdend. Ja, es war wirklich zu verwundern, daß für das meist etwas ungenierte Auftreten seiner Enkeltochter der Graf nur höchst selten einmal eine Rüge fand. Für gewöhnlich bemühte er sich, Sittas lustiges Pfeifen und fröhliches Singen völlig zu ignorieren oder bei deren stürmischer Annäherung verschwand er, wenngleich mit finsterem Stirnrunzeln, rasch hinter der

Thür seines Arbeitskabinetts. Bei dergleichen Anlässen lächelten die Domestiken immer höchst schadenfroh und meinten: das sei dem Alten schon recht, weil es eine wahre Wohlthat wäre, einmal fröhliche Laute aus gesunder, junger Menschenbrust zu vernehmen, da die sonstige Grabesstille des Schlosses beinahe herzbeklemmend wirke.

Erschallte demnach Komtesse Sittas kräftiger Schritt und ihre helle Stimme durch den Hausflur, so lauschte gewiß jeder, vom Koch bis zum Küchenjungen herunter, mit Wohlgefallen und stiller Befriedigung darauf. Das junge Mädchen, welches sich scherzweise des Großvaters Premierminister nannte, führte durchaus kein allzu mildes Regiment, demungeachtet war sie ihrer Gerechtigkeit und Klugheit wegen doch überall geschätzt und geliebt.

„Groß — vater!“

Laut und vernehmlich tönte dieser Ruf durch den langen, in den unteren Schloßflur mündenden Korridor.

Keine Antwort ließ sich hören. Da die Wohnräume des Grafen zu ebener Erde lagen, so war anzunehmen, er befinde sich in der oberen Etage.

Ungeduldig stürmte das junge Mädchen die Treppe hinan. Hier waren die Gesellschaftszimmer und der durch zwei Stockwerke reichende große Ahnen- oder Spiegelsaal, Räume, die nur bei besonderen Gelegenheiten benutzt wurden. Suchend durchlief Sitta die prächtig, aber mit steifer Eleganz

eingerichteten Salons. Graf Tanneberg war nirgends zu erblicken. Das letzte Gelaß einer langen Zimmerflucht war die Bibliothek. Sie öffnete ein klein wenig und steckte den Kopf durch den Spalt.

„Da bist Du ja doch, Großpapa? Hast Du mich denn nicht rufen hören?“ fragte Sitta, ohne daß der ihr Gesicht so sehr verschönernde Ausdruck von strahlender Fröhlichkeit daraus wich.

„Nicht gehört!? Kostbar! Du giebst ja Töne von Dir, die selbst die Grundvesten vom Tanneberg erschüttern!“ versetzte bissig der alte Herr. „Ich fürchte sogar, daß unser teurer Nachbar drüben Deine Stimme vernommen haben muß.“

„Das wäre freilich entsetzlich!“ spottete Sitta lachend, „und Du läßt mich umsonst rufen?“ Damit trat sie dicht an den Großvater heran und faßte in burschikosem Ungestüm dessen Hand.

„Au! Sapperment, laß los! Bist Du toll, meine Finger so zu maltraitieren. Ein wahrer Unband bist und bleibst Du. Unerhört! Ich liebe an einer jungen Dame solch jungenhafte Manieren durchaus nicht. An Dir scheint aber alles Reden und Ermahnen in den Wind gesprochen. Wie Du wieder aussiehst, verwildert, erhitzt und ohne Handschuhe. Du kriegst im Leben keinen Mann, einen vornehmen gewiß nicht. So zu schreien, fi donc! Was willst Du eigentlich von mir. Hat es nicht Zeit, bis ich zum Thee hinunter komme?“

Der Graf sagte das alles in mürrisch verweisendem Tone, wobei sein stechendes Auge an dem durchaus nicht salonmäßigen Anzuge der Enkelin haften blieb.

In tausend widerspenstigen, jedoch reizenden Löckchen um den Kopf sich kräuselnd, hing das herrliche goldbraune Haar in einem dicken Zopfe über den Nacken der kräftig gewachsenen Mädchengestalt herab; ihre lose, nur durch einen breiten, gelben Ledergurt zusammengehaltene weiße Flanellbluse wies deutliche Spuren auf, die an Heuboden und Futterkammer erinnerten.

Ziemlich ostentiös, mit zwei Fingern, hob Graf Tanneberg einen langen Strohhalm vom Ärmel der Enkeltochter und äußerte spöttisch:

„Bitte, siehe hier! Du hast sonderbare Passionen! Und welch ein Parfüm entströmt deiner Garderobe! Möchte wissen, wozu Du Dir eigentlich eine Kammerjungfer hältst?“

„Weil sich das für den Stand einer Gräfin Tanneberg schickt, Großvater!“ gab sie ein wenig trotzig zurück. „Du denkst immer, ich verstände nichts von feinen Manieren, von Toilettemachen und dergleichen. Da irrst Du sehr. Wenn es darauf ankommt, weiß ich wohl zu repräsentieren. Aber wozu soll ich mich für Stall und Hof elegant anziehen?“ Dabei lachte sie hell auf, so daß zwei Reihen Prachtzähne sichtbar wurden.

„Ich verlange von Dir durchaus nicht, Dich um

die Landwirtschaft zu bekümmern, dazu sind die Beamten da," brummte unmutig der alte Herr.

„Ja wohl, dazu sind die Beamten da! Bestohlen hat Dich bisher die Bande. Bitte, erinnere Dich gefälligst daran; seit ich hier das Heft in die Hand genommen und alle Schmarotzer zum Teufel gejagt habe, hörte die frühere Lotterwirtschaft sofort auf. Der neue Inspektor ist ein ehrlicher, tüchtiger Mann, allein trotzdem sehe ich ihm auf die Finger, was mir nebenbei Vergnügen macht," fügte sie lebhaft hinzu, während sie sich mit nachlässiger Geberde in den nächsten Stuhl warf und eine Cigarette ansteckte. „Übrigens hast Du mich ganz davon abgebracht, was ich Dir eigentlich erzählen wollte. Wir haben soeben einen guten Verkauf von acht tragenden Oldenburger Kalben, das Stück zu dreihundert Mark, abgeschlossen. Das wollte ich Dir mitteilen, Großvater! Wie hätte man vor drei Jahren, das heißt: unter dem ancien regime, daran denken können, Zuchtvieh zu verkaufen? Das ist mein Verdienst, Großvater. Aber noch mehr: der Raps allein deckt dieses Jahr alle Julizinsen und mein Schweinestall wird nächstens eine Goldgrube. Die vor einigen Wochen gekaufte teure englische Zuchtsau hat diesen Morgen elf Ferkel geworfen, was . . ."

Graf Tanneberg hielt sich die Ohren zu.

„Sitta, Mädchen, welche Ausdrücke! Ich bitte Dich, verschone mich wenigstens mit dergleichen

landwirtschaftlichen Interieurs. Eine junge Dame von Deinem Alter und solche Sprache! Du bist geradezu entsetzlich, wirklich schämen solltest Du Dich! Bald wirst Du zum Gespötte der ganzen Gegend, kein junges Mädchen verkehrt mehr mit Dir!"

„Einerlei, ich lasse mich durch boshafte Randbemerkungen der sogenannten feinen Welt in meinen Pflichterfüllungen nicht irre machen," gab die Gescholtene zurück.

„Leider! Bei Hofe sind Deine trivialen Interessen und unweiblichen Passionen längst bekannt, und ist das einzig auch der Grund, weshalb uns Ihre Hoheit, Herzogin Amélie, noch nicht mit ihrem Besuche beehrt hat. Immerhin mag es von Dir ganz lobenswert sein, Dich für eine gute Sache abzuquälen, um das leider ziemlich zusammengeschmolzene großväterliche Erbteil noch bei Zeiten zu sichern zu suchen!" warf der alte Herr mit beißendem Sarkasmus hin.

„Großvater! Welch häßliche Gedanken mutest Du mir zu!" rief Sitta, indem eine dunkle Blutwelle über ihre Stirn flog und die Augen einen düsteren Ausdruck annahmen.

Der jungen Gräfin Antlitz war nicht eigentlich schön zu nennen, es entbehrte der Regelmäßigkeit; wenn sich aber, wie eben jetzt, in ihm ein Zug von stolzer Herbheit und Seelenreinheit ausprägte, konnte es wahrhaft hinreißend erscheinen. Vorzüglich waren

es ihre großen, schwarz bewimperten grauen Augen, deren klaren, durchdringenden Blicken selten jemand zu widerstehen vermochte. Etwas Gewaltiges, Bezwingendes leuchtete daraus hervor, sie verrieten zugleich Geist und Herzensgüte. Merkwürdig war es, sein sonst so herrisches, despotisches Wesen, worunter viele seufzten, vermochte bei dem alten Grafen der Enkeltochter gegenüber nicht Stand zu halten. Meist schlug es nur in spöttische Gereiztheit und nörgelnde Übellaunigkeit um. Ein scharfer Menschenkenner hätte das geistige Übergewicht, welches Sitta über den Großvater besaß, sofort herausfinden müssen. Das junge Mädchen ließ es jedoch niemals an nötigem Respekt, noch an kindlichen Rücksichten fehlen. Stets bewies sie sich gehorsam und freundlich und ertrug seine vielen Launen mit bewundernswerter Geduld. Aber es blieb trotzdem unverkennbar, sie befanden sich beide meistens auf einem gewissen Kriegsfuße, auf welchem Sitta sich jedem seiner Angriffe geschickt zur Wehr zu setzen verstand.

„Welche Idee!“ sagte sie noch einmal, indem es zornig aus den grauen Augen blitzte. „Du nimmst immer alles gleich buchstäblich, Großpapa. Wenn ich mich vorher des Ausdrucks bediente: „Das Heft in die Hand genommen,“ so heißt das einfach, daß ich mich veranlaßt fühle, Dich, der Du alt geworden und an der Landwirtschaft nie Geschmack

gefunden, zu unterstützen und Dir die Sorgen abzunehmen. Und außerdem,“ ihre Stimme bekam hier einen härteren Klang, „außerdem bin ich ehrgeizig. Ich könnte es zum Beispiel nicht ertragen, unsere „reichen“ Nachbarn von drüben über uns die Achseln zucken zu sehen!“

Diese scheinbar harmlose Bemerkung hatte auf den Grafen die Wirkung eines wohlgezielten Hiebes. Die schmächtige, einst elegante, jetzt aber gebeugte Gestalt fuhr jäh empor, während ein fahles Rot über seine Wangen huschte.

„Aha!“ lachte er spöttisch. „Daher also pfeift der Wind. Deinem von Natur hausbackenen Sinn imponiert es wohl gewaltig, wie der Herr Baron von drüben selbst bei der Dampf-Dreschmaschine steht? Diese Leute nimmst Du Dir also zum Muster? Gut, gut, treibe nur das Sparsystem ebenfalls auf die Spitze. Dort versteht man's, à la bonne heure! Mittags nur ein Gericht. Hahaha! Na, der Herr Nachbar hat ja zwei Söhne, die das „Geldausgeben“ dafür um so besser gelernt zu haben scheinen.“

„Wie meinst Du das, Großpapa?“ Bei dieser Frage hatte Sitta sich aus ihrer bequemen Lage aufgerichtet und schaute dem Sprecher scharf ins Gesicht.

„Verstelle Dich nicht so, Du weißt recht gut, was ich meine! Eine besondere Vorliebe für diesen Friedrich v. Tanneberg — wenn Du alles erwägst,

was vorangegangen ist — kannst Du doch unmöglich haben?"

„Ich kenne unsere „Erbfeinde" viel zu wenig, als daß ich mir ein Urteil über sie erlauben dürfte. Seinem Äußeren nach macht des Freiherrn ältester Sohn den Eindruck eines edlen, charakterfesten Mannes, der wahre Schätze von Lebenserfahrungen eingesammelt hat. Wenn ich den alten Baron zufriedenen und heiteren Angesichts am Arme des Langentbehrten dahinschreiten sehe, so denke ich oft, der liebe Gott legt uns Menschen meist nur Prüfungen auf, damit wir den Wert der uns hienieden geschenkten Güter doppelt anerkennen und zu schätzen wissen sollen."

„[illegible] mich nicht, darüber nachzudenken, [illegible] (eine wegwerfende Handbewegung [illegible]wohnern des Schieferschlosses), was „Denen" dort zum Heile oder Schaden gereichen könnte," versetzte der Graf hochmütig. Nur glaube ich annehmen zu dürfen, daß mein Nachbar einstmals von diesen beiden Söhnen mehr erwartet haben mag. Der eine ist ein Abenteurer, der andere ein Maler! Pah, heut zu Tage nennt sich jeder, der etwas auf die Leinwand schmiert, ein Künstler von Gottes Gnaden. Wenn unsere weise Stammmutter Theophila, der wir zu großem Danke verpflichtet sind, jetzt auferstehen könnte, sie würde sicher sagen: „Art läßt nicht von Art. Es ist dennoch

das unstäte Komödiantenblut, was fort und fort in diesem Geschlechte sich geltend macht!"

Das junge Mädchen war plötzlich emporgesprungen und stand nun zur vollen Höhe aufgerichtet vor dem cynisch lächelnden, alten Manne, dabei schleuderte sie mit heftiger Bewegung die eben angerauchte Cigarette in den offenen Kamin und fragte eigentümlich schneidend:

„Hast Du heute einen besonderen Grund, Großvater, jene lächerliche Fabel, die ein edles Geschlecht entwürdigt, mir aufzutischen? Fast klingt es so, als veranlaßten Dich leise Regungen des Neides, da Du keine männlichen Erben besitzest, in so wenig freundlicher Weise von den Söhnen Baron Tannenbergs zu sprechen; willst Du gerecht sein, so mußt Du eingestehen, daß unter dem Schieferdache des Nachbarschlosses Göttin Fortuna weit öfter eingekehrt ist, als bei uns, wo der Grafentitel mit mir zu Ende geht!"

„Gewiß, mein Täubchen, das weiß ich wohl. Darum eben ist es ja mein innigster Wunsch, für Dich einen passenden Gemahl zu finden, der nicht allein mit Deiner liebenswürdigen Person, sondern auch mit unserem Namen beglückt werden soll," gab der Graf leise kichernd zurück. „Aber bis jetzt hast Du selbst mir alle Pläne vereitelt; ich fürchte wirklich, Du wirst noch als alte Jungfer sterben. Die Männer vermögen sich für solche weibliche Emancipierte,

wie Du bist, für solche scharfe Zunge und Schlagfertigkeit im Reden, wie die Deine, nicht zu begeistern. Außerdem sind Deine optimistischen Passionen bei allen Herren unserer Gegend hinreichend bekannt, man belacht sie sogar und bespöttelt Dich. Vorigen Winter bei Hofe hast Du Dir mehr Feinde als Freunde erworben; ich habe mit meiner Enkeltochter nicht viel Ehre eingelegt. Schon der laute Ton Deiner Stimme, Deine brüsken Bewegungen wirken verletzend, nervöse Personen müssen darüber erschrecken. Ach, wenn Du nur im geringsten meiner seligen Thea glichest! Diese Eleganz im Auftreten, diese gewählte, edle Ausdrucksweise der Konversation; vom Scheitel bis zur Sohle war sie stets nur die Beherrscherin der Gesellschaft, die stolze Vertreterin unseres Hauses. Welch bestrickender Zauber umgab ihre Person; o, daß ein früher Tod das holde Wesen mir entrissen! Thea hätte unter den reichsten Männern des Landes nur wählen können!“ fügte der alte Herr schmerzlich sinnend hinzu.

Bereits hatten sich die Lippen der jungen Gräfin zu einer wahrscheinlich scharfen Erwiderung geöffnet, als ein sonderbares Geräusch sie darin störte. Es war, als ob sich jemand mit der ganzen Wucht seines Körpers gegen die Thür würfe.

„Quelle horreur! Was ist denn das, Sitta?“ Graf Tanneberg, welcher in gemächlichem Gange durch die Bibliothek gewandelt war, fuhr erschreckt

zusammen und streckte beide Hände abwehrend von sich.

Die Gefragte aber lachte belustigt auf mit den Worten: „Das ist Argo, Großpapa. Der schlaue Kerl ist meiner Spur bis hierher gefolgt," damit eilte sie rasch nach der Thür und öffnete sie. Sofort sprang mit freudigem Bellen und täppischer Ungeschlachtheit eine riesengroße deutsche Dogge, deren tigergeflecktes glattes Fell wie Atlas glänzte, der jungen Gebieterin entgegen.

„Argo! lieber, alter Argo, was bist Du für ein wilder Patron! Wenn Du nicht bald lernst, Dich manierlicher zu betragen, dann kommst Du bei dem dort immer mehr in Mißkredit! Gehe, setze Dich ganz still zu Großvaters Füßen und zeige ihm, wie Du auch artig sein kannst!" Zärtlich strich das junge Mädchen über den glatten Kopf des schönen Hundes, der verständnisvoll zu ihr aufblickte und diesem Befehle sofort nachzukommen strebte. Allein sein schmeichelndes Anschmiegen an des Grafen Knie wurde mit rohem Fußtritt belohnt.

„Fort, Du Scheusal!" rief der alte Herr, indem er seiner Enkelin einen wütenden Blick zuschleuderte, worauf diese mit leisem Spottlachen das knurrende Tier am Halsbande fortzog und scherzend sagte:

„Dir, Großpapa, geht ein reiner Stammbaum über alles, würdest Du einmal einen Einblick in dieses Rassehundes Pedigree nehmen, dann schmähtest

Du ihn um seiner edlen Abkunft willen sicher nicht mehr!"

„Narrheiten! Ich finde ihn abscheulich. Sein Geheul ist mir verhaßt, garnicht davon zu reden, daß überall Spuren von ihm zu finden sind."

„Wie bist Du ungerecht, Großvater!"

„Ach was, draußen in Feld und Wald magst Du solch eine Bestie gebrauchen, aber das sage ich Dir, Sitta, sollte es dem Köter einmal einfallen, mein Arbeitszimmer zu betreten, so wäre ich im Stande, ihm eine Kugel vor den Kopf zu schießen," grollte Graf Tanneberg ingrimmig.

„Großvater, wie kannst Du nur so etwas Hartes aussprechen! Argo ist mein einziger Freund, mein Schutz, mein steter Begleiter!" Wenn Du mir Argo nimmst, dann reißt Du mir ein Stück vom Herzen!" rief Sitta voll Bitterkeit und Zorn.

„Lächerlich! Du bist eine überspannte Person!" war alles, was der Graf darauf erwiderte, so daß seine Enkelin mit trotzigem Aufwerfen des Kopfes ihm in die Rede fiel:

„Ohne dies treue Tier könnte der Aufenthalt auf dem Tanneberg mir förmlich verleidet werden!"

„So, wirklich?" Bei dieser Frage sah er ihr scharf prüfend ins Gesicht. „Und ich bildete mir ein, der Tanneberg hätte seit einigen Wochen einen ganz besonderen Reiz für Dich? Hahaha!"

Dann ging er hinaus.

Die Hand noch immer am Halsbande des Hundes, stand Sitta mehrere Minuten regunglos auf ihrem Platze. Ein Ausdruck schmerzlicher Wehmut hatte ihren bisher so heiteren Gesichtsausdruck verwischt und tiefe Seufzer entrangen sich der lebhaft erregten Brust.

„Du wärst mein einziger Freund, Argo? O nein, das ist nicht wahr," flüsterte sie leise. „Drüben auf feindlichem Gebiete befindet sich, Gott Lob, noch einer, welcher in das einsame Dasein der armen Sitta seit kurzer Zeit doch Luft und Sonnenschein gebracht — in dessen Gesellschaft sie so glücklich und fröhlich sein kann, wie nie vorher! Doch halt, sollte man mir bereits auf der Spur sein? Sollte Dorthee, dieser Dämon unseres Hauses, das Zusammentreffen mit Fernando schon entdeckt und dem Großvater darüber Bericht erstattet haben? Einerlei, ich trotze dennoch jedem, der mir die Freude am Umgange mit dem jungen Fremden verwehren wollte. Der freie Wald ist neutrales Gebiet und Fernando hat nichts gemein mit dem Tanneberg'schen Familienstreit. Oder sollte der Herr Großvater mit seiner scharfen Bemerkung das Unpassende bezeichnen wollen, das in den Spaziergängen mit dem Portugiesen gefunden werden könnte? Fürchtet er etwa für meine eigene Herzensruhe? Pah, an dergleichen habe ich noch nie gedacht! O, Ihr blinden und thörichten Alltagsmenschen! Ihr wißt nicht, daß Sittas Herz ge-

keit ist und weder die schönen Augen dieses Jünglings, noch irgend welche anderen Männeraugen mir gefährlich werden können! Nur Einer . . ." Sie unterbrach sich heiß erglühend und bog ihre von lichtbraunem Gelock halb beschattete Stirn auf Argos Kopf nieder.

„Gelt ja, Du könntest es wohl verraten, wer dieser Eine ist? Du weißt, wie wir oft heimlich und verstohlen von weiter Ferne ihm zuschauen, wenn er, in seine Malerei vertieft, der Außenwelt entrückt erscheint. Dort oben, auf der einsamen kleinen Anhöhe, bei den drei schönen Lärchenbäumen, zu deren Füßen sich der Wald ausbreitet, ist dieses Einen Lieblingsplatz! Daß wir beide dem jungen Künstler oftmals nahe sind, ahnt er, Gott Lob, nicht; denn bevor er sich erhebt von seinem künstlerischen Schaffen, sind wir waldeinwärts nach dem Ziegelschloß schon zurück!"

Während dieses leise geführten Selbstgespräches hatte Sitta mit dem Hunde die Bibliothek verlassen und lenkte ihre Schritte zur unteren Etage, zu einer Seitenflucht des Schlosses, wo sich seit undenklichen Zeiten die „Vogelgallerie", ein langer, nicht sehr breiter, korridorähnlicher Raum befand. Er mochte wohl diese Bezeichnung von den die Wände bis hoch zur Decke hinan zierenden ausgestopften Vögeln der seltensten Art erlangt haben.

Der alte Graf hatte in früheren Jahren diese

reichhaltige und auch kostbare Sammlung vermehrt und vergrößert und bezeigte auch jetzt noch große Vorliebe dafür, denn an Regentagen und namentlich im Winter verbrachte er oft Stunden in der Vogelgallerie, um dort seine Indigestionspromenade zu unternehmen. Dabei begleitete alsdann Frau Dorthee, die Haushälterin, den Grafen und überbrachte ihm die täglichen Rapporte über alles, was das Hauswesen betraf und — auch nicht betraf.

Sitta haßte die Vogelgallerie; in ihrer drastischen Ausdrucksweise behauptete sie, es benehme ihr die dicke Moderluft des Raumes den Atem, auch rumore dort der unruhige Geist der Ahnfrau Theophila ganz abscheulich. Übrigens hieß es allgemein, daß dieses Gelaß der Lieblingsaufenthalt der gräflichen Stammmutter gewesen sei, wo sie stets unerbittlich Gericht über jeden gehalten hätte, der es gewagt, sich den Geboten der gestrengen Herrin zu widersetzen. Was hätten nicht die hohen Wände der Vogelgallerie von liebloser Behandlung des jüngeren Sohnes durch die hartherzige Mutter erzählen können! Am oberen Ende des langen Raumes hing der stolzen Baronin lebensgroßes Porträt in der pomphaften, doch steifen Modetracht der Zeit des prachtliebenden ersten Königs von Preußen. Das goldgestickte Gilet war von Diamanten besäet, während ein kostbares Geschmeide von Diamanten und Rubinen den vollen Hals zierte. Der Maler mußte einen besonderen

Wert darauf gelegt haben, alle Details des Anzuges, den schweren, blumigen Brokatstoff und die reiche Garnitur Alençonner Spitzen mit meisterlicher Feinheit auszuführen. Nicht nur der sprechende Ausdruck des Gesichtes, auch die ganze eigenartige Auffassung des Porträts wirkte überraschend fesselnd.

In stummer Betrachtung war Sitta eine Weile vor dem Bilde stehen geblieben, ihre Miene war finster geworden und drohend erhob sie gegen die Urahne die Hand, indem sie leise sagte:

„Du böses, ränkevolles Weib, weshalb nur gleiche ich Dir, wie man sagt? Ach ja, diese Ähnlichkeit ist's nur allein, die der Großvater an mir so schätzt und achtet. Ja gewiß, da diese grauen Augen, dieses krause, braune Haar, der Hochmutszug um diese Lippen, das alles hab ich auch! Welch seltsam', unfaßbares Naturspiel! — Nach fast zweihundert Jahren erstehst Du wieder in der unbedeutenden Person eines Mädchens Deines Geschlechts! Wahrhaftig, eigentlich müßte ich auf solch ein Erbteil stolz sein, das mich vielleicht nach weiser Vorsehung berufen hat, in Deine Fußstapfen zu treten, Theophila von Tanneberg! Du sähest es wohl gar zu gern, daß ich, die Letzte meines Stammes, in Deinem Sinne den alten Haß noch weiter nähre, von neuem die Brandfackel hineinschleudere in den stillen Frieden des Nachbarschlosses? Nie, Theophila von Tanneberg, nie, sag ich Dir,

geschieht das von mir! Wenn es auf Erden schon eine Vergeltung giebt, so liegt sie heute darin, daß die weise Hand des Lenkers aller menschlichen Geschicke Deinem Ebenbilde etwas in die Brust gelegt, was Du nimmer besaßest, ein fühlendes Herz — einen versöhnlichen Sinn! Deine Züge trage ich wohl, doch hier, vor Deinem Bildnisse, lege ich heute das offene Bekenntnis meiner tiefen, innigen Sympathie zu unseren Erbfeinden ab. Ja, alles, alles, was in meinen Kräften steht, will ich aufbieten, um endlich einen Ausgleich herbeizuführen. Mag mich Dein Fluch, Theophila, auch treffen, ich fürchte ihn nicht, und nicht den Zorn des Großvaters, der engherzig, hartnäckig seinem Irrtume anhängt! Nur Fabel ist's, die man als Kind mir vom Schieferschlosse hat erzählt!"

Gesenkten Hauptes und ganz gegen ihre Gewohnheit, ohne ein heiteres Liedchen auf den Lippen, verließ Sitta, von Argo gefolgt, bald darauf das Haus und schlug die Richtung nach dem Forste ein. Es war ein schwüler Juli-Nachmittag, im Forste entströmte dem Nadelholze und weichen Humusboden ein ozonreicher, harzkräftiger Duft. Als Sitta etwa zehn Minuten in den tiefen Waldesschatten hineingeschritten war, erhob sich vom grünen Moosteppich eine schlanke Jünglingsgestalt und sprang mit heiteren Worten auf sie zu.

„Minha senhora! Endlich! Ich fürchtete schon

Sie würden heute garnicht kommen und es ist doch so schön, so zauberisch schön hier im stillen Walde zu träumen!"

„Haben Sie auf mich gewartet, Fernando? — das thut mir wirklich leid!"

Der Jüngling nickte schelmisch mit dem lockigen Kopfe und entgegnete mit einem Anfluge von schüchterner Koketterie:

„Wissen Sie, Donna Sitta, für mich ist es stets ein verlorener Tag, wenn ich Ihr schönes, kluges Gesicht einmal nicht gesehen habe!"

Dabei richtete sich des Portugiesen großes, blaues Auge voll zärtlicher Bewunderung auf das errötende Mädchenantlitz und mit Ungestüm erfaßte er ihre Hand.

„Unsinn, Fernando! Hier bei uns müssen Sie die Schmeichelei, wie sie vielleicht in ihrer sonnigen Heimat üblich, ablegen. Dergleichen Komplimente liebe ich durchaus nicht. Wir dürfen nur als gute Kameraden, wie bisher, zusammen verkehren, wenn ich Sie für einen völlig erwachsenen Menschen ansehen soll!" versetzte Sitta lachend, jedoch auffallend fest.

„O, nein — nein, thun Sie das lieber nicht, Senhorra. Im Gegenteil, dieses Übergangsstadium, in dem ich lebe, gestattet mir manch glückliche Freiheiten, auf die ich als, wie Sie sagen, „Erwachsener" verzichten müßte!" entgegnete der Jüngling schmollend.

„Wie alt sind Sie eigentlich, Fernando?"

„Wie alt? Hm —, Donna Sitta, das verrate ich nicht; Sie würden mich auslachen, denn — hahaha — leider steht die Zahl der Jahre mit meinem noch so knabenhaften Äußeren und kindischen Interessen nicht recht im Einklange. Sie würden erschrecken, Senhorra, und sicherlich sich von dem faulen Schlingel wenden, der den ganzen lieben, langen Tag nichts weiter thut, als sich im Wald und Park herumzutreiben, französische Romane liest und Cigaretten raucht. Pater Peregrin hat mir darüber schon mehrere Male Standreden gehalten. O weh, o weh!"

„Nun, Sie sind doch fürs erste wohl nur hier, um Ihre Freiheit zu genießen, es wird die Zeit schon kommen, in der Baron Friedrich, Ihr Pflegevater, Sie an einen Ort bringt, wo Sie tüchtig studieren müssen!"

Fernando schnitt eine Grimasse und schüttelte sich.

„Darüber hat er noch nichts gesagt," entgegnete er mit schlauem Lächeln.

„Sie lieben die Arbeit nicht, Fernando?"

„Doch, doch — Arbeit, wie Sie sie vollbringen, die liebe ich. Wie oft bewundere ich nicht Ihren Geist, Ihre unermüdliche Thätigkeit, Senhorra Sitta. Wissen Sie, was gestern beim Frühstück Manfred von Ihnen sagte?"

Glühende Röte, welche dem Portugiesen nicht

verborgen bleiben konnte, überflog der Gräfin Stirn, und mit halb abgewandtem Gesicht entgegnete sie leise:

„Sollte es etwas Nachteiliges sein, Fernando, so sagen Sie es mir lieber nicht!“

„Nachteiliges? Graças a Deus! Als ob man im Schieferschlosse jemals auch nur ein böses Wort über Sie, wie überhaupt von der Nachbarschaft gesprochen,“ beteuerte der Jüngling treuherzig, ohne seine Blicke von des Mädchens lieblichem Profil abzuwenden.

„Also, Manfred meinte: solche Arbeitslust, Willensstärke und zähe Ausdauer wie Sie, Donna Sitta, besäßen, wären von alters her besondere Charakterzeichen der jüngeren Linie gewesen!“

„Das dürfte wahr sein, Fernando, ich bin wohl, so zu sagen, aus der Art geschlagen. Meist alle meine Vorfahren waren gestriegelte und gebügelte Hofschranzen, die sich nur auf dem glatten Parquet stets heimisch gefühlt und die Arbeit als etwas Erniedrigendes, Entwürdigendes angesehen!“ gab Sitta mit merklicher Bitterkeit zur Antwort. „Doch verlassen wir dieses Thema, Fernando, ich spreche ungern über die Vergangenheit, sie läßt die Gegenwart erschreckend klar vor Augen treten und zeigt zu deutlich mir, wie der einstige nichtige Glanz mit dem so stolzen Nimbus unseres angesehenen Geschlechts nur kümmerlich zusammengeschmolzen ist. Gestehen Sie mir lieber einmal aufrichtig, ob der

alte Baron, für den ich eine große Verehrung hege, von unserem freundschaftlichen Verkehr Kenntnis erhalten hat. Mir wäre es angenehm, wenn er darum wüßte; unser harmloses Zusammenkommen braucht durchaus nicht den Charakter der Heimlichkeit an sich zu tragen!"

„Gewiß, man weiß drüben davon! Mit meinem Freunde Federigo habe ich von Ihnen schon sehr oft gesprochen," entgegnete Fernando leicht errötend, was seinen pikanten Zügen ein fast mädchenhaftes Ansehen verlieh. — Fernando Pecle da Costa Lucea war fast von Sittas Gestalt und Größe, nur schien er, so viel sich aus seinem losen blusenartigen Habit erkennen ließ, für einen achtzehn- oder neunzehnjährigen Jüngling beinahe zu zart zu sein. Sitta hatte den jungen Mann bereits einmal gefragt, weshalb er sich noch so knabenhaft kleide; die Antwort war: Federigo liebe diese Kleidung und wünsche ihn darin zu sehen.

Beide hatten eine Weile ihren Gedanken nachgehangen, da sagte plötzlich Fernando mit seltsam forschendem Blicke auf das junge Mädchen:

„Ach, Donna Sitta, ich möchte so gern zur Vernichtung der zwischen den beiden Schlössern bestehenden unsichtbaren Scheidewand beitragen können! O, Sie sollten Federigo einmal über diesen Punkt sprechen hören. Er denkt genau wie Sie!"

„Und Manfred?" fragte sie leise.

„Manfred ist ein verschlossener Charakter, dessen Fühlen und Denken sich nur selten verrät. Während der letzten Wochen habe ich ihn kennen gelernt; es giebt kaum einen edleren Menschen als ihn. Ich bin fest davon überzeugt, sollte es Ihnen, Senhorra, plötzlich einfallen, im Schieferschlosse einmal einen Besuch abzustatten, Sie mit der größten Zuvorkommenheit — mit liebenswürdiger Rücksicht aufgenommen würden. Von allen noch lebenden Angehörigen der Familie Tanneberg ist es wohl nur der Herr Graf, Ihr Großvater, der mit eigensinniger Zähigkeit an jener abgenutzten Feindschaft sich festklammert! Und er ist ein alter, gebrechlicher Mann von 77 Jahren! Wer weiß, was des Geschickes Mächte in ihrem Schoße bergen. Sie, Senhorra, werden voraussichtlich doch einmal einen Ehebund schließen?"

Mit raschem Kopfschütteln entgegnete Gräfin Sitta abwendend: „Ich heirate niemals, Fernando!"

„Das wäre grausam, das glaube ich nicht, Donna Sitta! Bis der Rechte gekommen, sprechen so alle junge Mädchen!"

Der junge Portugiese blinzelte bei diesen Worten mit den Augen und weidete sich an der sichtlichen Befangenheit seines Gegenübers. Dann setzte er schalkhaft hinzu:

„Im Schieferschlosse werden aber sicher einmal Veränderungen vor sich gehen!"

„Daran zweifle ich nicht; wird es doch gewiß der lebhafteste Wunsch des alten Freiherrn sein, seinen ältesten Sohn ihm recht bald mit einer Schwiegertochter ins Haus kommen zu sehen, ein junges Wesen, welches den unsteten Sinn Federigos für immer ans Vaterland zu fesseln versteht. Wahrscheinlich ließ man schon die heiratsfähigen Töchter der Nachbarschaft Revue passieren!" gab Sitta unbefangen zurück.

„Dagegen würde ich protestieren und mich mit Händen und Füßen sträuben," rief der junge Mann fast empört aus und ließ die schönen Augen feurig sprühen.

„Sie, Fernando? Haha, das ist zu komisch; und warum?"

„Weil — weil ich eifersüchtig auf jeden Menschen bin, der mir Federigos Liebe entziehen könnte — weil der Gedanke mir entsetzlich wäre," sprudelte er in wilder Hast hervor. „Nein, Senhorra, ich meinte damit Manfred, diese stille, geniale Künstlernatur! Wie er mir selbst erzählte, so hat er sein Malerheim in München zu einem traulichen Hort des Friedens und Behagens gestaltet. Sein Sinn ist so schlicht und bieder, sein Herz so treu und menschenfreundlich; gerade Manfred scheint wie geschaffen dazu, ein Weib zu beglücken!"

Voll Verwunderung schaute Sitta in des jungen Mannes glühendes Gesicht. Dann sagte sie, mit dem Finger drohend, unter Lachen:

„Für Ihre Jahre haben Sie sehr viel Menschenkenntnis, besitzen schon eine, verzeihen Sie mir, gefährliche Frühreife, junger Freund! Wenn Sie dergleichen Weisheit aus französischen Romanen schöpften, dann hätte Pater Peregrin wohl recht!“

„Kennen Sie denn unseren Geistlichen, Senhorra?“ fragte Fernando, von dem früheren Thema schnell abspringend.

Seit einiger Zeit kenne ich ihn und schätze ihn,“ gab die Gräfin seltsam befangen zur Antwort. Darauf faßte sie des Portugiesen Arm und schritt mit ihm einen sich ziemlich steil aufwärts windenden Bergpfad hinan.

* * *

Im Schieferschlosse war in der Lebensweise seiner Bewohner eine große Veränderung eingetreten. Die sonst herrschende Stille und Einförmigkeit hatte fröhlichem Gelächter und heiteren Scherzworten Platz machen müssen, und die gute Laune des alten Barons bewies nur zu deutlich seine Zufriedenheit über diesen Wechsel des früheren täglichen Einerleis, den seine, wie er sich gern ausdrückte, drei Söhne hervorgerufen.

„Es ist sonderbar,“ hatte er einmal zu Manfred geäußert, „aber ich könnte Fernandos Gesellschaft jetzt wirklich kaum mehr entbehren. Der junge Mann ist mir außerordentlich sympathisch. Der

Zauber seiner Augen, der Wohllaut seiner Stimme hat sich ganz und gar in mein Herz hineingeschmeichelt; habe ich ihn nicht um mich, so fehlt er mir!"

Und wirklich war der junge Portugiese im Schieferschlosse die Seele des Ganzen geworden; sein freimütiges, liebenswürdiges Wesen gewann ihm bald die Zuneigung aller; Manfred, der auf besonders gutem Fuß mit ihm stand, sagte sogar seinem Bruder einmal, wenn auch scherzend, er beneide ihn um sein Adoptivkind!

Nur fand man es unbegreiflich von Fernando, daß er sich an den Ausfahrten in die Nachbarschaft nie beteiligte, und wenn gelegentlich einmal Gäste im Schlosse eintrafen, sich scheu und schüchtern in die Ecke drückte, öfters sich auch von den Mahlzeiten ganz ausschloß. Er schützte alsdann sein fehlerhaftes Deutsch oder die Unkenntnis hiesiger Sitten vor und war zur Teilnahme in keiner Weise zu bewegen.

Trotz ihres wahrhaft kameradschaftlichen Verkehrs glaubte Manfred von Fernando, wenn auch ohne böse Absicht desselben, zwischen sich und ihm die Schranke eisiger Unnahbarkeit aufgerichtet zu haben. Sowohl ihm wie dem alten Baron befremdete bei Fernando die für einen jungen Mann seines Alters ganz auffallend decente Art des Sprechens und Benehmens. Aber es verletzte keinen, sondern trug vielmehr dazu bei, Friedrichs Schützling in ihren Augen zu heben und für ihn einzunehmen.

Seit Fernando im Schlosse weilte, rückte er dem alten Baron die Kissen zum Nachmittags-schläfchen zurecht oder brachte ihm die Pfeife und den Fidibus oder auch die Zeitung herbei. Mit einem „Du bist ein Prachtkerl, Fernando!" wurden dergleichen Liebesdienste stets belohnt. Wer dieses Bild harmonisch-glücklichen Familienlebens beobachten konnte, würde niemals geglaubt haben, es sei noch vor kurzem des Freiherrn Stirn von düsteren Gramesfalten umwölkt gewesen. Mit dem ältesten Sohne war er nun völlig ausgesöhnt und er erkannte von Tag zu Tag mehr in ihm den gereiften und geprüften Mann, der das Leben und die Welt kennen gelernt hatte, der seinem eigenen Empfinden, seinen Ansichten und Interessen weit näher gerückt sei. Friedrich hatte sich rasch in die ihm völlig fremd gewordenen Verhältnisse hineingefunden, erfaßte mit richtigem Verständnis die ihm vom Vater angewiesene Thätigkeit und rief dadurch bei diesem oft die Bewunderung für ihn wach. Selbstverständlich wurde die Vergangenheit nie mehr erwähnt und der alte Herr, über den glücklichen Gemütszustand des Sohnes äußerst beruhigt, begann bereits Pläne für die Zukunft zu schmieden, nahm er doch täglich wahr, wie dieser immer mehr Gefallen an der heimatlichen Scholle fand. Einmal ließ Baron Thilo gelegentlich die halb scherzende Äußerung fallen:

„Weißt Du, Friedel!" (mit diesem Namen hatte

die verstorbene Baronin ihren Ältesten stets genannt), „wir könnten eigentlich im Schieferschloß recht gut eine Hausfrau gebrauchen! So ein weibliches Element veredelt die Gemüter und bringt Poesie ins Haus. Es wäre mir durchaus nicht unlieb, wenn Du Dich nach einer passenden Lebensgefährtin umsehen wolltest! Mit achtunddreißig Jahren ist es wahrlich hohe Zeit, sich ein eigenes Nest zu bauen!“

Friedrich zeigte sich über diese Äußerung garnicht überrascht; anstatt schroff ablehnend erwiderte er zur größten Freude des Freiherrn, wenn auch in eigentümlich erregtem Tone:

„Warum nicht, Vater, Dein Wunsch soll erfüllt werden und ich will dieses Nest bauen, nur eine Bedingung möchte ich mir ausmachen: Ich muß völlig freie Wahl haben. Mit keinem Worte dürft Ihr mir dagegen sprechen, wenn diejenige, die ich mir zur Lebensgefährtin auserwähle, Euren Wünschen und Erwartungen vielleicht nicht ganz entsprechen sollte!“

Ein durchdringender Blick des Freiherrn fixierte darauf des Sohnes seltsam bewegtes Angesicht, als beabsichtige er, ihm auf dem Grunde der Seele zu lesen. Friedrich kannte nur zu wohl diesen Blick, denn vor langer — langer Zeit war das Vaterauge in ähnlicher Weise auf ihn gerichtet gewesen. Heute jedoch vermochte er demselben voll und offen zu begegnen.

„Sind mir Deine Andeutungen auch noch unklar, mein Sohn,“ sagte der alte Herr ernst, „so hoffe ich doch von Dir, die ersten Wochen daheim nicht dazu benutzt zu haben, um Fernandos Freundschaft mit der Tochter unseres Gegners zu — zu solchem Zwecke ausbeuten zu wollen!“

„Sicherlich nicht, mein Vater! Jene Mauern sind zu verhängnisvoll für mich geworden, zum zweiten Male würde ich's nicht wagen, meinen Sinn dahin zu richten!“

Befriedigt neigte der Baron das Haupt, während der Sohn völlig unbefangen und heiter fortfuhr: „Und dennoch vermag ich mich nicht gegen das lebhafte Interesse, welches Sitta Tanneberg mir einflößt, zu verschließen. Hinlänglich habe ich sie beobachtet, um sagen zu können: sie ist ein Charakter, der Bewunderung und warme Teilnahme verdient. Nein, bitte, unterbrich mich nicht, Vater.“ Der Freiherr hatte schon die Lippen zu einer Entgegnung geöffnet. „Ja, ich erkläre offen, das junge Mädchen steht so hoch in meiner Achtung, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, einst mit ihr in näheren Verkehr zu kommen!“

„Lasse doch dieses unselige Thema, Friedrich,“ sagte unmutig der Baron.

„Warum unselig? Die junge Gräfin in Verbindung zu bringen mit jenen alten, thörichten Familiengeschichten wäre wahrhaft ungerecht.“

„Das glaubst Du! Sehe ich aber diese Sitta mit hochgetragenem Haupte einherschreiten und bei unserer Begegnung ihre kühngeschwungenen Lippen zu einem Lächeln sich kräuseln, dann kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, es müsse trotz all ihrer viel gerühmten Tugenden doch derselbe Hochmutsteufel in ihr wohnen, der unsere Stammmutter Theophila zu allen bösen und unedlen Handlungen verleitet haben soll!“ entgegnete der Freiherr unbeirrt. „So lange ihr Großvater lebt, steht sie unter dem schädlichen Einflusse dieses mit Eitelkeit, Egoismus und starrer Selbstsucht behafteten Mannes. Ihr Jungens habt ja darüber gar kein Urteil. Ich aber weiß, wie gerade Wilfried Tanneberg wenig geeignet ist, einem sich erst heranbildenden Charakter als Vorbild zu dienen. In seiner Jugend stand er im traurigsten Renommee eines Wüstlings und Verschwenders, und jetzt, auf seine alten Tage, ist er ein heuchlerischer Frömmler geworden, dessen Name in allen Angelegenheiten der sogenannten „inneren Mission“ an der Spitze steht. Schon um unseres Glaubens willen haßt er uns; lieber würde er Sitta tot zu seinen Füßen, als ein Freundschaftsbündnis mit uns schließen sehen. Man sagt ja immer: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Lehren eines solchen Mannes in eine junge Menschenbrust gepflanzt, können unmöglich ohne schädliche Einwirkungen geblieben sein. Ihr laßt Euch durch das schlichte Auf-

treten der Gräfin, durch ihr thatkräftiges Wirken und rüstiges Schaffen bestechen, mein Sohn! Aber glaube mir, ich kenne diese Sippe. Eigennutz und maßloser Stolz liegt allen ihren Handlungen zu Grunde."

„Ich wünsche sehnlichst, daß Du Dich irrst, mein Vater!" hatte Friedrich mit seltsam geheimnisvollem Lächeln geantwortet, und seitdem war jede Erörterung über diesen Punkt erledigt.

* * *

Aus der niedrigen Thür der von uralten Tannen umgebenen, auf einer Anhöhe liegenden, im Achteck gebauten kleinen Kapelle, welche nur etwa fünfzig Schritte vom Schieferschlosse entfernt war, trat, nachdem der letzte Ton der Abendglocke verklungen, Pater Peregrin, von Fernando gefolgt, in den sommerlichen Abend hinaus.

Des Greises Antlitz war mild und heiter, während seine noch immer lebhaften dunklen Augen zuweilen forschend, jedoch wohlgefällig die ihm zur Seite schreitende Jünglingsgestalt musterte. Heute lag auch ein auffallender Ernst, eine wunderbare Weichheit über den sonst so lebensprühenden Zügen des jungen Ausländers, dem der sinnende Ausdruck seines schönen Gesichts fast etwas Befremdendes gab.

„Möchte die allerseligste Jungfrau unsere vereinten Gebete erhören und uns bei dem schwierigen

Werke gnädig beistehen, sagte der Geistliche, das noch immer entblößte Haupt, wie durch eine Last bedrückt, tiefer neigend.

„Meine Liebe zu Sitta läßt mich vor keinem noch so schweren Unternehmen zurückschrecken, vor keinem zu großen Opfer beugen," entgegnete Fernando feurig erregt. „Was Sie, hochwürdiger Herr, mir soeben anvertraut, erfüllt mich mit wahrer Freude, weil ich darin schon einen Beweis für das Gelingen unserer Wünsche und Pläne erblicke. Wie danke ich Ihnen für die mir heute gewordenen bedeutungsvollen und beglückenden Mitteilungen!"

„Vertrauen gegen Vertrauen, mein Kind! Ich weiß das Ihre wohl zu schätzen, deshalb darf auch ich unverbrüchliches Schweigen verlangen. Wird Ihr junges Herz, welches einer guten Sache so warm entgegenschlägt, welches sich eben so tapfer als standhaft bewiesen, dieses Geheimnis auch gegen Friedrich bewahren können?" fragte der Greis mit bedeutsam forschendem Blick.

Des Angeredeten lange, dunkle Wimpern senkten sich rasch auf die Wangen nieder und leise entschlüpfte es seinen Lippen:

„Gewiß, ich werde schweigen, Pater Peregrin — so lange Sie es wünschen, auch gegen ihn!"

„Wohlan, Fernando, somit übergebe ich Ihnen jenen kleinen Schlüssel, der einst für die Bewohner des Schieferschlosses verhängnisvoll wurde. In

Ihrer Hand soll er nun zum Segen werden, fortan steht Ihrem freien ungehinderten Verkehr mit Gräfin Sitta nichts mehr im Wege!“

Mit diesen Worten zog der Geistliche einen Schlüssel aus der Tasche seiner Reverende und drückte ihn dem Jüngling in die Hand. „Weiter habe ich nichts hinzuzufügen, Herz und Verstand werden Ihnen eingeben, wann und wie derselbe zu benutzen sein wird. Gott leite Sie, mein — Kind!“

Freundlich grüßend schlug darauf der Geistliche den Weg nach dem Schlosse ein, ohne gewahr zu werden, wie der Zurückbleibende in fast knabenhaftem Ungestüm einen hellen Jauchzer ausstieß und die Hände dabei gegen die Brust preßte. Manfred, mit dem Malkasten unter dem Arm, kam gerade des Weges und wurde über diese laute Äußerung Fernandos ganz stutzig, er blieb stehen und fragte spöttisch:

„Nun, mein jubelnder Freund, was verbirgst Du denn so eilig in den Falten Deiner Blouse? Ich hoffe von unserem ehrwürdigen Pater nicht, daß er sich zwischen hier und drüben als Postillon d'Amour aufspielt!“

Tiefe Bitterkeit klang durch des Malers Stimme.

„Perdoe (Verzeihe!), Manfredo, aber ich glaube, Du bist nicht recht gescheit! Was bringt Dich auf diesen sonderbaren Verdacht?“ rief der Portugiese unter hellem Lachen und Erröten.

„Was? — Nun, ich denke, es ist durchaus kein Geheimnis mehr, daß Monsieur Fernando drüben bei der Gräfin in hoher Gunst steht. Wenn Du glaubst, daß Deine täglichen Zusammenkünfte mit ihr verborgen geblieben seien, so irrst Du sehr! Du magst wohl ein bildschöner Mensch sein, aber, nimm es mir nicht übel — für die Letzte des gräflich Tannebergschen Stammes bist Du doch kein recht passender Ehegemahl! Hahaha! Ein paar Jährchen müßt Ihr doch wohl noch mit der Hochzeit warten!"

Nicht im mindesten war Fernando von dieser spöttischen Bemerkung verletzt; im Gegenteil, ein helles Lachen, welches lauter und ausgelassener wurde, entquoll den frischen Lippen. Dann, nachdem er sich beruhigt, trat er rasch auf Manfred zu und faßte ihn ziemlich energisch am Handgelenke mit dem Ausrufe:

„Palavra d'honra, amigo (Auf Ehrenwort, Freund!), Du bist boshaft! Das will ich Dir gründlich heimzahlen, verstanden? Ich behaupte, Du bist viel verliebter in Gräfin Sitta, als ich!"

„Fernando —!" Wie mit Blut übergossen färbte sich des Malers Stirn, und seine Brust hob sich unter heftigen Atemzügen, obgleich er vergeblich versuchte, seiner Verlegenheit Herr zu werden.

Mit schadenfroher, aber durchaus nicht unfreundlicher Miene beobachtete ihn der Jüngling.

„Du träumst wohl, Fernando!“ stieß Manfred endlich heftig heraus. „Ich kenne Gräfin Sitta kaum, und sehe ich sie einmal, so gehen wir uns nur mit völlig kaltem Gruße vorüber!“

„Das bestreite ich nicht, aber solch stummes Aneinandervorübergehen genügt vollständig, um sich kopfüber in jemand zu verlieben!“ spöttelte der Jüngere, indem er unter Schelmenlächeln ein Auge zukniff.

„Unsinn, das ist Einbildung von Dir! Du bist ein Narr!“

„So, danke schön! Und ich sage: Du bist verliebt und eifersüchtig, Senhor Manfredo! Oder wie nennst Du das, wenn ein Mensch stundenlang auf demselben Fleck steht, in der sehnsüchtigen Hoffnung, der Angebeteten Stimme nur einmal zu vernehmen? Oder, was soll man von demjenigen behaupten, der einen, von der Hand eben dieser Angebeteten fortgeschleuderten Cigarettenrest sorgsam vom Boden aufhebt und in seinem Portefeuille verwahrt? Wie?“

„Was fällt Dir ein, meinen Wegen nachzuspionieren, Fernando! Das ist hinterlistig. Pfui, schäme Dich! Dergleichen Aufpassereien verbitte ich mir ein für alle Mal. Merke Dir das in Zukunft,“ klang es ziemlich unfreundlich und barsch aus des Malers Munde. Mehrere Sekunden richteten sich die Augen des Gescholtenen scheu und vorwurfsvoll

auf des Sprechers finsteres Angesicht, als ob er diesem heftig entgegnen wolle, aber er mußte sich wohl eines Besseren besinnen, denn er sagte nur sanft:

„Wir werden uns über diesen Punkt einstmals wieder sprechen, Manfred!“ Damit ließ er ihn stehen und schritt ins Schloß zurück. — —

Da die ringsum sich hoch und drohend auftürmenden Wolkenmassen einen bedenklichen Charakter angenommen und auf ein Gewitter deuteten, so zögerte Manfred anfänglich, den beabsichtigten Spaziergang fortzusetzen. Es war ein sehr heißer Tag gewesen und auch noch jetzt, nachdem die Sonne bereits zur Rüste gegangen, bot die Atmosphäre keine sonderliche Abkühlung. Der Maler überlegte, ob es wohl ratsam wäre, sich weit von Hause fort zu wagen. Die dicke, dämmerige Luft, welche die sonst so prächtige Aussicht nach dem Thüringer Walde in völlig grauen Nebel hüllte, beeinträchtigte heute die für Manfreds Malerei erforderliche Beleuchtung.

„Pah! Vor nachts kommt nichts herauf!“ beschwichtigte er seine Bedenken, und schlug die Richtung nach dem Walde ein.

Eine seltsame kampflustige Stimmung hatte ihn erfaßt, der Gedanke an wild entfesselte Naturgewalten reizte ihn vielmehr, mit unsichtbarer Macht zog es ihn vorwärts. Er wollte allein sein mit seinen Gedanken und Empfindungen, allein sein, um

Fassung zu gewinnen. War es denn nicht ein Verhängnis, welches sich an die Fersen der Söhne seines guten, vortrefflichen Vaters heftete und auch ihn wie durch Zauberei einer verbotenen Neigung zuführte? —

Eine geraume Zeit stürmte er gedankenlos vorwärts, dann hielt er an und brach in ein bitteres Lachen aus, indem er rief:

„Hahaha! Eifersüchtig! Natürlich, Fernando hat Recht! Eifersüchtig bin ich auf einen halberwachsenen Jungen, dessen Lippen noch nicht einmal einen Anflug von Bart aufweisen, dessen Wange so glatt und rosig ist, wie die eines Mädchens. Haha! Hierin liegt die größte Unnatur. Oder sollte wirklich ein geistig so hoch veranlagtes Wesen, wie Sitta es ist, an diesem jungen Ausländer Gefallen finden? Freilich läßt sich nicht leugnen, es spricht ein eigener Zauber aus Fernandos schönen Augen. Dennoch will es mir aber nicht in den Sinn, als könnte diesem Verkehr etwas anderes als kindische Tändelei zu Grunde liegen. Bin ich nicht abscheulich indiskret, mit Groll und Bitterkeit im Herzen, ihnen oftmals heimlich zu folgen und sie zu beobachten, um etwas zu erspähen, was — ja, was denn eigentlich? Will Fernando, Friedrichs und des Vaters Liebling, feige verklatschen, ihm Dinge nachsagen, die vielleicht einzig nur in meiner Einbildung liegen. Schäme Dich, Manfred! Der

arme Junge ist weniger schuldig als Du selbst! Er ist eigentlich noch ein halbes Kind und obendrein ein Fremder hier, was weiß er, daß Du in Deinem Herzen einen Altar errichtet hast, um einer Liebe darauf zu opfern, die ebenso sündhaft als verboten ist! O, Sitta — Sitta! Warum auch mußte ich Dich erblicken! Zwei Jahre sind verflossen, seit wir uns zuerst zufällig begegneten. Noch sehe ich Dein großes, kluges Auge halb scheu, halb hochmütig den fremden, feindlichen Vetter mustern, und dann — ja dann mußte ich zu meiner Enttäuschung wahrnehmen, wie Du stets mir auszuweichen trachtetest, obgleich ich alles aufbot, um Dich wiederzusehen. Das reizte mich, das machte mich fast wahnsinnig! Dein stolzer Blick, Deine klare Stimme, Dein ganzes herb-jungfräuliches Wesen hatten es mir angethan, Sitta von Tanneberg. Und doch, um mich selbst zu täuschen, vermaß ich mich, gegen andere über Dich zu spötteln; unweiblich und selbstbewußt nannte ich Dich. Aber im tiefsten Grunde meines Herzens hat Dein Bild bis zur heutigen Stunde zu meiner Lust und Qual fortgelebt!"

Gedankenvoll war Manfred während dieses Selbstgesprächs weitergeschritten. Im Walde herrschte dumpfe Schwüle, kein Blatt regte sich an den Bäumen und in unruhigem Fluge streiften die Schwalben zuweilen bis dicht auf den Erdboden nieder. Des Malers Geist war viel zu erregt, was

kümmerte ihn die Außenwelt, was das Wetter, die Schwüle des Abends? Immer wieder verfolgte er denselben Gegenstand, immer wieder gelangte er zu dem Schluß, er sei ein Narr, ein Phantast, wenn er sich einer Leidenschaft hingeben würde, die völlig hoffnungslos war. Manfred von Tanneberg war in jeder Beziehung ein musterhafter junger Mann, voll ritterlicher Tugenden und edler Grundsätze. Seinem Vater hatte er auch noch nicht eine einzige trübe Stunde bereitet. In der schmerzlichen Zeit der langen Abwesenheit, in welcher von dem verschollenen Bruder keine Kunde eintraf, da suchte er förmlich durch tadelloses Betragen, durch doppelt erwiesene kindliche Liebe und Dankbarkeit dem alten, geprüften Vater den herben Verlust vergessen zu machen. Bei Manfred hatte sich schon frühzeitig ein ganz bedeutendes Talent zur Malerei entwickelt; als er dann nach znrückgelegtem Studium schüchtern darum bat, die Künstlerlaufbahn einschlagen zu dürfen, bereitete er dadurch dem Freiherrn eine ganz besondere Freude. Hatte doch dessen hochgebildete, kunstsinnige, leider zu früh geschiedene Gemahlin oft geäußert: sie wünsche sehnlichst, einen ihrer Söhne einmal als Künstler von Ruf zu wissen! Schon diesem Wunsche der unvergessenen Frau zu Liebe bewilligte Baron Thilo dieses Gesuch ohne Bedenken. Ja, noch mehr, der schlichte Landedelmann lebte mit dem äußerst erfolgreichen Schaffen

des Sohnes, wofür er bald das größte Interesse und Verständnis an den Tag legte, völlig neu auf. Mit Vorliebe besuchte der alte Herr fortan die namhaftesten Kunstausstellungen, wo er sich, zu Manfreds heimlichem Ergötzen, über die alte und neue Richtung in der Malerei ordentlich ereifern konnte. Selbstverständlich hielt er sich stets auf dessen Seite und dieser war wirklich von des Vaters klarem, richtigem Urteile oft überrascht. Die erforderlichen Mittel zu verschiedenen Studienreisen hatte er dem jungen Künstler gern bewilligt und war ihm bei der Einrichtung eines eleganten Ateliers in München hülfreich an die Hand gegangen. Sogar um seine eigene, freilich kaum nennenswerte Gemäldesammlung gelegentlich durch ein gutes Stück der neueren Schule zu bereichern, war er geflissentlich bemüht. Und diesem gütigen, nachsichtigen Vater, zu dem er in Verehrung und inniger Dankbarkeit stets empor geschaut, so lange er überhaupt nur zu denken vermocht — diesem Vater sollte er Kummer bereiten — alles Leid der verflossenen Zeit neu heraufbeschwören? Nein, nimmermehr! Jene unselige Liebe zu Sitta mußte bekämpft oder wenigstens tief in der Brust begraben werden. Das stand fest. Schon als guter Katholik, als Beichtkind Pater Peregrins, erschien ihm die Idee an eine Verbindung mit der evangelischen Cousine als ganz undenkbar; mit einer Art grausamer Wollust vergegen-

wärtigte er sich alle Unmöglichkeiten und Hindernisse einer Annäherung an das Ziegelschloß. Besagten die fast mannshohen, undurchdringlichen Hecken, durch welche die Gebiete der feindlichen Vettern getrennt waren, nicht schon genugsam die unmögliche Beseitigung der aufgetürmten Scheidewand? Wessen Hand mochte sie wohl aufgerichtet haben, diese seltsame Schutzwehr? Die Ahnfrau Theophila etwa, jene unnatürliche Mutter, oder ihr ältester Sohn, der habgierige Joachim vielleicht? Ursprünglich mochte es wohl nur eine, unter der Scheere gehaltene Fichtenhecke gewesen sein. Jahrzehnte auf Jahrzehnte aber hatten sie sie höher und höher steigen und somit zu einer Art Mauer heranwachsen lassen, die eine stumme, aber doch verständliche Sprache führte. Manfred ertappte sich jetzt oft dabei, über die möglichen und unmöglichen Gründe der durch Generationen hindurch sich fortspinnenden Familienfehde nachzugrübeln.

Baron Thilo in seiner noblen Sinnesart hatte freilich niemals dazu beigetragen, dieser Zwietracht neue Nahrung zu geben, noch hatte er die Söhne gegen die Nachbarn aufzureizen versucht. Die ihm selbst bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit anläßlich geschäftlicher oder offizieller Veranlassungen durch den gräflichen Vetter bewiesene mißachtungsvolle Herablassung, dessen offen zur Schau getragenen Gehässigkeiten ließen den Baron in seinen

Grundsätzen, die dahin strebten, Böses mit Gutem zu vergelten, und um des Friedens willen ein Opfer zu bringen, nicht irre werden. Allein Manfred wußte recht gut, daß seit jener traurigen Begebenheit, die Friedrich aus der Heimat getrieben, der Vater dem Grafen womöglich noch mehr auswich als sonst. Daher hatte er auch nie den Mut gefunden, ein Wort mit ihm über Sitta zu sprechen.

Auf jener, von der jungen Gräfin bereits erwähnten kleinen Anhöhe machte Manfred jetzt Halt und wie er den Blick über Himmel und Landschaft schweifen ließ, wurde sein Malerauge mächtig angezogen durch eine merkwürdige, schichtenartig sich auftürmende und seltsam orangefarbig beleuchtete Wolkenbildung. Ohne langes Besinnen stellte er die Staffelei auf. Da er ein begeisterter Anhänger der neuen Kunstrichtung, des sogenannten „Plein air“, war, so malte er mit Vorliebe im Freien, was seinen bereits vielfach preisgekrönten Schöpfungen auch den Stempel ungekünstelter Naturwahrheit verlieh. Diese, vor wenigen Wochen erst begonnene Skizze sollte später zu einem großen Gemälde dienen, für welches er in der nächsten Ausstellung im Münchener Glaspalast einen Preis erringen wollte.

Wohl eine gute halbe Stunde war der junge Mann ausschließlich mit seiner Arbeit beschäftigt gewesen, als plötzlich heftige, kurze Windstöße durch die Wipfel der alten Lärchenbäume fuhren. Zugleich

zuckte der erste Blitzstrahl über den Abendhimmel, dem ein knatternder Donnerschlag in nicht zu langer Pause folgte. Überrascht schaute Manfred auf und sagte ziemlich unwillig:

„Aha, also doch! Nun, so viel Zeit werde ich wohl noch gewinnen, um unter Dach und Fach zu kommen!“

Damit packte er das Bildchen vorsorglich in die Mappe und war im Begriff, die Staffelei zusammenzuklappen, als vom Thale herauf ein wahrer Wirbelsturm ihn dabei überraschte, dem er kaum Widerstand zu leisten vermochte. Schwere Wolken überzogen in rasender Eile den Himmel und schlossen die ganze Gegend in tiefe, nächtliche Dunkelheit ein.

An ein trockenes Nachhausekommen war wirklich nicht mehr zu denken, deshalb blieb Manfred nichts anderes übrig, als in dem nur wenige Schritte entfernten Walde gegen den ersten Ansturm des Unwetters Schutz zu suchen. Immer stärker fiel der Regen nieder; seine Gerätschaften fest im Arm haltend, stürmte er vorwärts und hatte bald die Grenze des nachbarlichen Gebietes überschritten.

Ungeachtet der peinlichen Situation, in der er sich befand, glitt ein Lächeln um seine Lippen.

War er nicht ein waghalsiger Eindringling ins feindliche Territorium? Die zum gräflichen Forste gehörige Tannenschonung gewährte ihm notdürftig Schutz gegen den Sturm, da sich jedoch von Minute

zu Minute der Regen verschlimmerte und in wolken=bruchartigen Massen vom Himmel herabstürzte, so mußte er, um seine Skizze und die Malutensilien zu schützen, auf besseres Unterkommen bedacht sein. Er erinnerte sich, am Ende dieser Schonung, dort, wo hochstämmiger Wald begann, ein roh gezimmertes und mit Rinde verkleidetes Hüttchen bemerkt zu haben, welches im Winter und bei schlechtem Wetter gelegentlich von Holzarbeitern benutzt wurde. Diesen lauschigen Platz hatte er als Knabe oft mit sehn=süchtigen und verlangenden Blicken betrachtet und einstmals, als er der Verlockung nicht mehr zu widerstehen vermochte und mit den Buben des Amtmanns auf verbotenem Revier den Spielplatz aufgeschlagen, da hatte es um dieses kleinen Häus=chens willen eine tüchtige Tracht Prügel von seinem Vater gesetzt. Sehr deutlich stand dieser Vorgang noch in seinem Gedächtnis. Jetzt wäre jedoch Zögern eine Thorheit gewesen. Die ununterbrochen nieder=zuckenden Blitze hüllten Himmel und Erde zuweilen in ein Flammenmeer, und schon hatte der Regen ihn bis auf die Haut durchnäßt. Die Gewalt des Sturmes und der schlüpferige Waldweg erschwerten ihm zwar das rasche Vorwärtskommen erheblich, jedoch schon nach wenigen Minuten war das Hütt=chen glücklich erreicht. Die von außen nur durch einen Holzkeil versperrte Thür ließ sich leicht öffnen. Eine heiße, harzduftende Luft schlug dem Eintreten=

den entgegen. Das einzige, aus trüben Scheiben bestehende niedrige Fenster war natürlich geschlossen, doch bot es Licht genug, um das Innere des kleinen Raumes zu erkennen. Nur eine grobgeschnitzte Holzbank und ein Tisch aus rohem Fichtenholze bildeten das Ameublement, während in der Nähe des Fensters ein hochaufgetürmter Haufen eingesammelter Tannenzapfen lag.

Manfred stellte sein Malgerät zu Boden und atmete erleichtert auf. Hier im Trockenen ließe das Unwetter sich freilich besser abwarten, folgerte er befriedigt. Dann aber schweiften seine Gedanken zu Fernando hin, der, wie er wußte, stets eine merkwürdige Gewitterfurcht an den Tag legte und deshalb schon oft von ihm geneckt worden war. Ob der junge Portugiese, mit dem er soeben jenen kleinen Disput gehabt, wohl zu Hause sein mochte?

Die Gewalt des Orkans schien noch immer nicht gebrochen. Prasselnd schlug der mit Hagel vermischte Regen auf das Dach der Hütte nieder, welche zuweilen durch dröhnende Donnerschläge in ihren Grundvesten erbebte. Da — wurde mit jähem Stoße die von innen nur leicht eingeklinkte Thür plötzlich aufgerissen, und wie die Walküre wild dahergebraust, mit unter einer weißen Kopfumhüllung lose flatternden Locken, von Nässe triefend, kam eine hohe Frauengestalt in die Hütte gestürmt. Eine riesige Dogge folgte ihr auf dem Fuße.

„Gräfin Tanneberg!"

Mit wahrhaft entsetzter Miene war Manfred von der Bank gesprungen und starrte in des jungen Mädchens dunkelgerötetes Gesicht.

„Ah, Baron Tanneberg!" kam es ebenso erschreckt, aber auch ebenso förmlich von den rosigen Lippen, wobei sie durch kurzes Kopfneigen den ehrfurchtsvollen Gruß erwiderte. Indes hätte ein scharfer Beobachter die Befangenheit wohl wahrgenommen, welche Sitta sich ängstlich bemühte, ihm gegenüber zu verbergen. Mit raschem Griff zog sie das um ihr Haupt geschlungene, weiße Tuch herab und versuchte, das widerspenstige Gelock aus der Stirn zu streichen und im Nacken zu befestigen.

Darauf schauten sich beide mehrere Sekunden stumm und fragend in die Augen.

„Mich hat das Unwetter hierher geführt, welches uns im Walde überraschte," sagte sie endlich, um das bedrückend werdende Schweigen zu brechen.

„Und ich bitte, dieses unberufene Eindringen in fremdes Gebiet zu verzeihen, Gräfin," entgegnete Manfred mit einer Höflichkeit des Tones, die eher für den Salon als in die primitive Umgebung paßte. „Aber wenn ich hier Schutz suchte, so geschah es einzig des Bildes wegen dort." Er wies nach der Mappe. „Wollen Sie mir gütigst erlauben, dasselbe einstweilen hier in der Ecke stehen zu lassen, dann räume ich sofort das Feld, weil ich es mir

durchaus nicht verhehle, wie überaus peinlich meine Gegenwart für Sie sein muß."

„Peinlich — warum? Ich denke doch, im gegenwärtigen Moment steht — nach den Gesetzen der Humanität — uns beiden wohl dasselbe Recht zu, hier drinnen zu verweilen, bis die entfesselten Naturgewalten sich ausgetobt," versetzte Sitta jetzt völlig unbefangen und mit einem bezaubernden, warmen, freimütigen Blick. „Nebenbei könnte ich — für meine Person — durchaus keinen Grund finden, Sie oder irgend jemand Ihrer Familie zu — fürchten. Halten Sie mich wirklich für solch ein Ungeheuer, daß ich im Stande wäre, Sie — um jenes interessanten Zwistes willen" — sie lachte bei diesen Worten hell auf — „wieder in den Regen hinaus zu schicken?"

Überrascht stutzte er und verneigte sich leicht.

„Ich wagte vorher diese Frage, Gräfin, mit Rücksicht auf Ihr mir bisher so sichtlich — oder richtiger: absichtlich bewiesenes Ausweichen!"

„That ich das wirklich? O, dann war es etwas anderes — dann hat es mit unserer sogenannten Feindschaft nichts zu thun," erwiderte sie erglühend und senkte rasch den Blick.

„Gewiß, ich verstehe vollkommen. An uns liegt es allein, wenn die junge Nachbarin den Bewohnern des Schieferschlosses aus dem Wege geht. Sind es doch Männer, die niemals, auch nur den kleinsten

Schimmer von Teilnahme zeigen, die anscheinend interesselos zuschauen wie ein schwaches Weib von früh bis spät unermüdlich thätig ist und den Untergebenen als leuchtendes Vorbild vorangeht. Solche Männer sind natürlich keinerlei Beachtung wert!" rief Manfred in aufwallender Erregung.

Beinahe unwillig schüttelte das junge Mädchen den Kopf.

„Sie wissen, Baron, wir alle haben unter einem Drucke zu leiden, den abzuschütteln bisher niemand den Mut fand."

„Aha, Sie meinen also, es gehöre nur moralischer Mut dazu, sich einmal über den hohen Heckenwall des Parkes hinwegzuschwingen?" fragte Manfred, durch das fast zutrauliche, gewinnende Wesen des jungen Mädchens mächtig angezogen und beruhigt.

„Vielleicht auch etwas persönlicher Mut," lachte sie schalkhaft auf. „Denn ob mein Großvater nicht jeden derartigen Eindringling mit Hülfe seiner Leibtrabanten auf die nämliche Weise wieder zurückexpedieren ließe, vermag ich nicht zu sagen. Dieser Weg wäre wohl sicherlich der falscheste, der zu einem eventuellen Ausgleiche führen könnte!"

„Haben Sie, Gräfin, es wirklich schon einmal in Erwägung gezogen, welcher Weg überhaupt einzuschlagen wäre, auf dem es sich wenigstens in — Eintracht — wandeln ließe?" fragte Manfred zögernd.

„Eintracht ist eine nichtssagende Bezeichnung. Warum sprechen sie nicht lieber das aus, was wir beide denken — das schöne Wort „Versöhnung!“ entgegnete sie mit seltsam aufflammenden Blicken ihrer klugen Augen.

„Gräfin, das sagen Sie? Die Ansichten Ihres Großvaters sind uns genugsam bekannt, um so mehr überrascht es mich, aus Ihrem Munde einen solchen Ausspruch zu vernehmen! Kennen Sie denn jene alte Familiensage?“ forschte er, sie prüfend ansehend, weiter.

„Ich? Du lieber Himmel, ja, nein — zum Teil — ich weiß nur, es ist alles lächerlich und abgeschmackt!“ stotterte Sitta, in holder Befangenheit errötend. Dann, schnell gefaßt, reckte sie ihre stattliche Gestalt noch mehr in die Höhe und fügte hinzu:

„In dieser Weise hat man mich also beurteilt! Wohlan, dann segne ich das Gewitter, welches mir Gelegenheit gegeben, hier mit Ihnen zusammen zu kommen, Baron. So wahr ich Sitta Tanneberg heiße, so wahr ersehne ich einen Ausgleich — ja einen freundschaftlichen Verkehr mit dem Schieferschloß!“

Ein krachender Donnerschlag, der das Hüttchen erbeben machte, schien des jungen Mädchens Worte zu bekräftigen, allein nicht im mindesten dadurch erschreckt, fuhr sie noch feuriger fort:

„O, glauben Sie mir, Baron, wenn ich dürfte, wie ich möchte, so würde ich es in alle Welt hinausrufen: des Grafen einziges Enkelkind gehört, Gott Lob, nicht zu denen, deren Blicke getrübt sind durch den Nebel erbärmlicher Vorurteile! Nein — nein — unterbrechen Sie mich jetzt nicht," rief sie dem Überraschten leidenschaftlich zu, „und glauben Sie mir, seit der Zeit, in der ich selbständig denken gelernt, ist mein einziges Sinnen und Trachten dahin gerichtet, eine Versöhnung zwischen unseren Häusern herbeizuführen. Leider bin ich aber bis jetzt noch nicht um Haaresbreite weiter gekommen, an der starren Unversöhnlichkeit meines Großvaters scheitert alles! Durch Fernando aber weiß ich, welch ein milddenkender, edler Mann Ihr Herr Vater ist, der es mir gewiß nie entgelten lassen würde, was an Leid und Kränkungen ihm von unserer Seite zugefügt worden!"

„O, Gräfin Tanneberg, welch beglückende Entdeckung! Wie würden der Vater und Friedrich sich freuen, wenn . . ."

„Still, still! Ich glaube die Wände haben Ohren und der Sturm könnte unsere Worte hinübertragen nach dem Ziegelschloß. Wenn ich mich hinreißen ließ, Ihnen soeben meine Ansichten anzuvertrauen, so geschah es in der Voraussetzung, von Ihnen nicht verraten zu werden. Bitte, Baron Tanneberg, nur Ihnen galt diese Offenbarung.

Bis jetzt kennt nur Fernando die aufrührerischen Gedanken meines Innern — er ist mein einziger Vertrauter — und Verbündeter!“

Wie völlig unbefangen das klang! Deshalb also der rege Verkehr zwischen beiden! Ein wonniges Gefühl der Freude und Beruhigung erfüllte Manfreds Brust und alle kurz vorher gefaßten Vorsätze waren vergessen; weder des Vaters noch der Hindernisse, welche sich zwischen ihm und ihr auftürmten, gedachte er jetzt, er sah nur Sitta vor sich, das schöne, vertrauensselige Mädchen, dessen Nähe ihn in den Rausch des Entzückens versetzte.

Traumverloren, wie verzaubert starrte er unablässig in ihr erregtes Gesicht; heilige Stille war für Minuten ins Hüttchen eingezogen, draußen aber ließ sich das sich bereits entfernende Grollen des Donners und das leise Rieseln des Regens auf das Dach vernehmen. Sitta hatte sich in einiger Entfernung von dem jungen Mann auf die Bank gesetzt und beschäftigte sich mit dem Hunde.

„Nun werde ich wohl aufbrechen und weitergehen können!“ sagte sie nach einer Weile schüchtern, „das Gewitter ist fast vorüber, und nicht wahr, Argo, der Regen schadet uns nichts mehr, da wir ohnedies bis auf die Haut durchnäßt sind, armer, lieber Kerl!“

Ihr leichtes Sommerkleid schmiegte sich in schweren Falten wahrhaft plastisch an die tadellos schönen

Glieder. Manfred hatte seine glühenden Blicke von ihr abgewendet, nun war er aufgesprungen und stieß das niedrige Fenster auf. Erfrischende, balsamische Luft drang ihm entgegen.

„Nein, Gräfin, es regnet noch zu stark und der Boden ist völlig durchweicht! Schon Ihrer dünnen, zierlichen Chaussure wegen wäre es wohl ratsamer, sich noch etwas zu gedulden," entgegnete er leidlich unbefangen.

„Zierliche Chaussure! Hahaha! Ich wünschte, der Großpapa hätte diesen Ausspruch gehört," spöttelte sie kichernd. „Schauen Sie doch her! Damit streckte sie ihm in reizender Naivetät ihre, wenngleich sehr kleinen, doch mit ziemlich derben beinahe plumpen Lederstiefeln bekleideten Füße hin. „Großpapa meint immer, ich trüge wohl dieselbe Sorte Schuhe wie unsere Mägde. Nun, allzu fein sind diese Stiefel allerdings nicht, aber sagen Sie selbst, Salonsöhlchen passen doch nicht für Hof und Feld!"

Ein kurzer Blick auf den hübsch geformten Fuß, dann fragte er in verbindlichem Tone:

„Sie haben gewiß viel Interesse und Freude an Ihrem Berufe, Gräfin? Mein Vater sagt oft, er bewundere Sie."

„Freude — Sorge — Ärger und noch tausend andere Dinge mehr! Glauben Sie mir, Baron, oft habe ich die ganze Geschichte recht von Herzen

satt, da der Großvater und besonders auch Frau Dorothees Dazwischenreden mir viel zu schaffen machen. Zuweilen möchte ich alles hier im Stiche lassen und einmal sorglos hinausfliegen in die schöne, fröhliche Welt," entgegnete sie mit reizender Natürlichkeit, obwohl ein wenig bitter. „Aber ich besinne mich auch schnell wieder. Solch gefährliche Freiheitsgelüste darf man nicht aufkommen lassen, weil ich hier noch nötig bin!"

„Machen Sie nicht zuweilen Reisen und haben Sie nicht schon einmal mit dem Herrn Grafen den Winter in unserer Residenz verlebt?"

„Pah, das sind Vergnügungen höchst problematischer Natur," versetzte sie abwehrend; „des Großvaters fast krankhafte Sucht, überall zu glänzen und eine Rolle zu spielen, widert mich an. Dabei vergißt er immer, daß ihm dazu jetzt nicht mehr die reichen Mittel wie früher an die Hand gegeben sind. Offen gestehe ich ein, sein einziges Streben geht seit Jahren dahin, mich — ähnlich einer Ware — an den Mann, das heißt an einen reichen Mann zu bringen. Und ich will doch noch garnicht heiraten — niemals heiraten — und jemanden, den der Großvater mir aussucht, schon erst recht nicht," fügte sie in holder Offenheit und mit Nachdruck hinzu.

„In solcher Angelegenheit muß doch wohl jeder am besten wissen, was er thut!" sagte der junge Maler, den Blick zu Boden richtend.

„Das meine ich auch!“ erwiderte sie errötend, indem sie schnell sich von ihrem Sitze erhob und sich mit einer zierlichen Cigarrentasche zu schaffen machte. Geöffnet, reichte sie ihm dieselbe hin, allein er lehnte dankend ab.

„Wie, Sie rauchen nicht, Baron? das ist schade Dadurch entgeht Ihnen viel!“

„Mag sein, aber ich finde, es paßt nicht recht für meinen Beruf,“ gab er lakonisch zurück.

„Für den meinigen dagegen paßt das Rauchen um so besser,“ sagte sie mit halb trotzigem Aufwerfen der Oberlippe, was ihr reizend stand. „Gestehen Sie mir immer ehrlich ein, Baron, Sie halten mich für eine entsetzlich emanzipierte Person, wie?“

„Das Rauchen, Rudern, Reiten und mehr dergleichen Sport ist für junge Damen ja höchst modern,“ lautete der ausweichende Bescheid, wobei Manfred sich bemühte, ein Lächeln zu verbergen.

„Sie sind, wie mir scheint, ein Diplomat! Aber Scherz bei Seite, ich muß Ihnen doch etwas zu meiner Ehrenrettung sagen: Alle jene an sich abgeschmackten Passionen habe ich anfangs nur getrieben, um mir das Renommee eines überspannten Frauenzimmers zu verschaffen — um mir jene, vom Großvater gelegentlich vorgeführten Freier — abzuschütteln. Ja gewiß, lachen Sie nicht, Baron, es ist mein voller Ernst. Daher gewöhnte ich es

mir an, wie ein Stallknecht zu schimpfen und mit der zweifelhaften Grazie einer Bauerdirne mich zu bewegen. So polterte ich — zum hellen Entsetzen des cher grandpère — in Haus und Hof herum. Einerlei, ich spielte meine Rolle ganz brillant; mein erstes Debut bei Hofe fiel gründlich durch — die Leute fanden mich leidlich hübsch — sonst aber abominable! Und nun? Na, jetzt habe ich mich so sehr an dieses laute, ungenierte Wesen gewöhnt, daß es mir zur zweiten Natur geworden ist! Wie finden Sie das?"

„Ah, Gräfin, ich meine, daß Sie ein klein wenig übertreiben. Der Mangel an weiblichem Umgang wird schuld sein. Sie haben keine Freundin?" warf Manfred sinnend ein, indem sein Künstlerauge mit Wohlgefallen an dem in seiner sprudelnden Lebendigkeit so reizenden Mädchenantlitz haftete.

„Damit haben Sie das Rechte getroffen, Baron! Wie schmerzlich sehnte ich mich oft nach einem Wesen, dem ich so gern den süßen Namen „Schwester" oder „Freundin" gegeben! Dann wäre ich sicher anders — besser geworden," entgegnete sie mit schlecht unterdrücktem Seufzer. „Doch Großpapa hat es nie gelitten, daß ich mit jungen Mädchen echt freundschaftlich verkehre! — Doch sehen Sie, Baron, der Regen ist vorüber. In wenig Schritten durch den Wald bin ich daheim!"

Einen Augenblick stand sie ihm ziemlich befangen

gegenüber. Allein einem raschen Impulse folgend, reichte sie ihm darauf zutraulich, doch schüchtern, die Rechte hin.

„Leben Sie wohl, Baron, ich werde mich dieser Stunde gern erinnern,“ sagte sie leise. Da — ehe sie recht zur Besinnung kam, hatte er die kleine Hand fast ungestüm an seine Lippen gepreßt und rief, sichtlich erregt, im Tone feuriger Begeisterung:

„Das galt der Gräfin Tanneberg, der Letzten eines Stammes, der uns durch fünf Generationen mit Haß und Erbitterung verfolgt hat! —“

Sitta, tief bewegt, erwiderte nichts mehr und verließ, ohne noch einmal nach ihm aufzusehen, die Hütte.

Fünftes Kapitel.

„Ich lasse die Komtesse sofort in mein Kabinett bitten," sagte Graf Tanneberg in seinem näselnden, kurz befehlenden Tone zu einem Diener, als er einige Tage nach Sittas Begegnung mit Manfred, aus der Vogelgallerie kommend, die Treppe hinanschritt. Über den gelben, runzeligen Zügen des alten Herrn lag eine auffallende Röte, die auf zornige Erregung schließen ließ. Der alte Herr hatte soeben einen ausführlichen Bericht der Frau Dorothee entgegengenommen, und es war doch zur Genüge bekannt, daß nach jedem solchen Zwiegespräche des Hausherrn Stimmung stets eine äußerst gereizte war. Seit mehr als 18 Jahren bekleidete Frau Dorothee das Amt einer Haushälterin im Ziegelschloß. Obgleich von allen Domestiken gefürchtet, erwies sie sich in ihrem Fache ganz unübertrefflich. Das Wohl ihres hochverehrten alten Herrn nahm Frau Dorothees Sinnen und Denken vor allen Dingen in Anspruch, dadurch war sie dem Grafen wirklich unentbehrlich ge-

worden und ihre Stellung im Hause eine ebenso unerschütterliche wie mächtige. Sie war groß, schlank und sah trotz ihrer fünfzig Jahre noch recht stattlich aus. Mit Vorliebe trug sie die schwarze, goldgestickte und reichbebänderte Thüringer Haube, und zu Ausgängen den bunten, flanellgefütterten Kattunmantel; durch diese schlichte Tracht wollte sie offenbar den Eindruck einer einfachen Landfrau hervorrufen. Scharfe Augen hätten jedoch mehr Wissen und Intelligenz hinter ihrer kantigen, weißen Stirn entdeckt, als sie zu besitzen sich den Anschein gab. Ihre großen, etwas unruhigen, hellbraunen Augen verrieten Geist und scharfen Verstand; jedes Wort, welches den blassen, schmalen Lippen, hinter denen sich noch prächtige Zähne bargen, entschlüpfte, bewies unverkennbar die gewählte Sprache einer gebildeten Frau. Woher Frau Dorothee einstmals gekommen, wie ihr Familienname und wo eigentlich ihre Heimat war, wußte niemand zu sagen. Auch hatte sie seit undenklicher Zeit das Ziegelschloß nicht mehr verlassen. Böse Zungen behaupteten, die Haushälterin entstamme einer wohlhabenden, feinen Bürgerfamilie der kleinen Residenz, einst habe sie in sehr intimen Beziehungen zum Grafen gestanden, sei deshalb auch von ihren Angehörigen verstoßen worden. Jetzt, da beide alt geworden und Frau Dorothee die Schranken ihrer bescheidenen Stellung durchaus niemals zu überschreiten wagte, waren alle jene

Gerüchte ohne bestimmte Form geblieben und schließlich im Sande verlaufen. Als Sitta, nachdem sie in einem berühmten Dresdener Pensionat ihre Ausbildung genossen, zur stattlichen Jungfrau herangereift, ins großväterliche Haus kam und aus eigener Initiative die Zügel des Regiments in die Hand nahm; als sie auf der großen Besitzung bald in der Landwirtschaft, bald im Forste nach eigenem Ermessen einsichtsvoll zu schalten und walten begann und viele sehr nötige Einschränkungen vornahm, als sie mit Scharfblick und Klugheit, durch Ruhe und Entschlossenheit sich des Großvaters Vertrauen vollständig erworben hatte, da kam es öfter zwischen ihr und Frau Dorothee zu größeren und kleineren Reibereien. Allein Komtesse Sitta, deren Abneigung gegen die Haushälterin mit den Jahren wuchs, machte dieser einmal mit unverblümten Worten ihren Standpunkt klar und verbat sich jede Einmischung aufs Entschiedenste; seitdem war eine Art Waffenstillstand eingetreten. Fortan sprachen sie nur das Allernötigste miteinander und gingen sich so viel als möglich aus dem Wege. Trotzdem aber wußte das junge Mädchen, welche erbitterte Feindin sie in Frau Dorothee besaß, gefährlich genug, um ihr gelegentlich unangenehme Stunden zu bereiten und den Großvater gegen sie einzunehmen. Mit ihrem geraden Sinn und unerschrockenem Charakter machte sich Sitta jedoch nicht die geringste Sorge darüber.

„Ich lasse die Komtesse sofort in mein Kabinett bitten,“ wiederholte der Graf mit Nachdruck und schritt dann schnell nach seinem Wohngemache hinüber, wo er mit Sitta um diese Zeit den Thee einzunehmen pflegte. Schon nach wenigen Minuten trat die Gerufene dort ein.

Die prächtige Ausstattung des kleinen Salons zeugte von dem feinen Geschmack eines an Komfort und Luxus gewohnten Mannes. Wundervolle Boule-Möbel, alte Truhen und wertvolle Eichenschnitzereien, Vasen und Majoliken der seltensten Art ließen auf das hohe Kunstverständnis des Schloßherrn schließen. Eine hübsche Sammlung guter Gemälde, namentlich Niederländer, eine Vorliebe des Besitzers, zierte die Wände des Salons, in welchem eine dufterfüllte Luft dem Eintretenden sofort entgegenschlug; es war der scharfe Geruch exotischer Blumen, über den Sitta oftmals spöttelte.

Die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf hochmütig in den Nacken gelegt, so durchmaß der alte Herr beim Eintritt der Enkeltochter das Gemach. Mehr verwundert als erschreckt begegnete diese seinen herausfordernden Blicken und fragte unbefangen:

„Du hast mich rufen lassen und zu sprechen gewünscht, Großpapa?“ Dabei konnte sie aber doch nicht unterlassen, mit innerer Befriedigung daran zu denken, daß gerade heute ihre Toilette tadellos

war und selbst den Blicken eines scharfen Kritikers genügen mußte.

Das blendend weiße Batistkleid mit roter Seidenstickerei, dessen knappe Taille die schöne Figur voll zur Geltung brachte, stand ihr vortrefflich.

„Jawohl, ich habe Dich rufen lassen, wenn Du nichts dagegen hast! Oder meinst Du etwa, meinen Besuch bei Dir beanspruchen zu dürfen, sobald ich Dir eine Mitteilung zu machen habe?"

„Ich weiß in der That nicht, was Du damit sagen willst, Großpapa; es dürfte Dir doch durchaus nicht fremd sein, daß ich die Rücksichten gegen Dich bisher noch niemals außer acht gelassen habe!" versetzte sie in ruhiger Würde, wenn auch ein wenig herb.

„Vortrefflich! Immer schlagfertig! Ich möchte wirklich wissen, von wem Du dieses kapitale Oppositionsgelüst geerbt hast? Dir beizukommen, oder richtiger: Dich zu überführen, ist wahrlich ein Kunststück. Man muß seiner Sache eben ganz sicher sein, wenn man die Courage findet, einmal mit Dir anzubinden, parbleu!"

Mehrere Minuten richteten sich die großen, grauen Mädchenaugen fest und durchdringend auf des Sprechers spöttisch zuckendes Gesicht. Dieser Ton war Sitta fremd, sie schloß daraus den kommenden Angriff und den sicherlich auszufechtenden harten Strauß. Das mußte wieder einmal Frau Dorothees Werk sein,

dafür wollte sie ihrer Gegnerin auch heute ein paar moralische Hiebe versetzen. Von Bangigkeit oder Furcht verrieten ihre Züge nichts, vielmehr fuhr mit einem ziemlich energischen Ruck der hübsche, charaktervolle Kopf in den Nacken. Artig, doch mit Nachdruck erwiderte sie:

„Mich zu überzeugen von allem, was wahr, gut und gerecht ist, dürfte durchaus nicht schwer fallen. Nur feige Intrigue und Bosheit hasse ich, Großpapa, und ihr werde ich stets aufs Energischste zu begegnen wissen.“

Der alte Herr schnitt eine Grimmasse.

„Lassen wir jetzt diesen Streit um des Kaisers Bart, er führt absolut zu garnichts, bringt mich nur von der Sache ab, die ich heute mit Dir besprechen will. Vor allem aber setze Dich; es macht mich nervös, wenn ich in solch einer herausfordernden Stellung jemand vor mir stehen sehe!“

Schweigsam befolgte das Mädchen sein Geheiß.

Der Graf räusperte sich einige Mal, dann stieß er ziemlich heftig heraus:

„Mit Rücksicht auf die Dir zu teil gewordene musterhafte Erziehung und auf Deine so gern zur Schau getragene Prüderie habe ich alles, was Deinerseits nur im Entferntesten gegen guten Ton und Sittlichkeit verstößt — ungerügt hingehen lassen, obwohl es längst meine Pflicht war, Dir endlich darin ein Ziel zu setzen. Heute aber gebietet

mir meine großväterliche Autorität, Dein seit einigen Wochen höchst tadelnswertes Benehmen energisch zu rügen!"

„Bitte, sage mir zuerst, ob sich diese Entdeckung auf eigene Wahrnehmung gründet?" fragte die Gemaßregelte, nachdem sich der Zug ängstlicher Spannung aus ihrem Gesichte verloren hatte, völlig ruhig.

„Ich fühle mich durchaus nicht verpflichtet, darüber Rechenschaft zu geben," ließ der Graf die Enkeltochter unfreundlich an. „Verstelle Dich nicht, Du weißt recht gut, worauf ich ziele. Dein intimer Umgang mit dem unreifen, portugiesischen Bengel ist ein Skandal. Schämen solltest Du Dich!"

Ohne sich zu rühren, ohne ein Wort zu ihrer Rechtfertigung zu erwidern, begegneten Sittas Augen des alten Mannes stechendem Blick.

„Leugnest Du etwa diesen Verkehr?" fuhr er sie nochmals heftig an.

„Nein, Großpapa, nicht im geringsten. Ich sage sogar: seit ich Fernando kenne, hat mein Leben erst einen erhöhten Reiz bekommen," entgegnete sie fast trotzig.

„Donner und Doria! Das ist stark, Deine Excentrizitäten und Schrullen fangen wirklich an, einen bedenklichen Charakter anzunehmen! Dein Leben einen höheren Reiz bekommen durch das Liebeln und Kokettieren mit solch einem grünen Jungen! Ich glaube wirklich, Du bist übergeschnappt,

Sitta; es scheint hohe Zeit zu sein, Dich unter die Haube zu stecken! Ein energischer, resoluter Ehemann würde Dich bald zur Raison bringen."

„Oder auch nicht!" warf das junge Mädchen trocken ein. Graf Tanneberg wollte wohl diese Bemerkung nicht gehört haben, denn in noch erbitterterem Tone fuhr er fort.

„Man hat Dich gestern am späten Abend an des Ausländers Seite, der mit seinem Milchgesicht noch auf die Schulbank gehörte, durch den Park lustwandeln sehen, gleich einer verliebten Dienstmagd mit ihrem Adorateur! Entsetzlich, ich bin zu empört und konsterniert, um Worte zu finden, meine Entrüstung auszudrücken. Eine Gräfin Tanneberg und solches Benehmen! Schließlich zeigt man noch mit Fingern auf Dich! — Das sind aber die Folgen meiner allzu großen Nachsicht. Viele, zu viele Freiheiten habe ich Dir gestattet — nun glaubst Du wohl, es sei Dein Thun und Lassen ganz unfehlbar! Oder hältst Du mich für einen altersschwachen Hansnarren, dem man nach Belieben ein Wippchen vormachen kann. Da irrst Du Dich gewaltig!"

Jetzt hatte sich Sitta erhoben und entgegnete zum ersten Mal ein wenig erregt:

„Verzeihe, Großvater, aber bis zum heutigen Tage habe ich noch nie etwas gethan, was ich mit meinem Rufe und dem Namen Tanneberg nicht jeder Zeit in Einklang bringen kann."

„So das meinst Du vielleicht, und doch habe ich Beweise —!“

„Beweise? Wieso? Wenn Du Dienstbotenklatschereien“ — eine scharfe Betonung lag auf diesen Worten — „mehr Glauben schenken willst, als mir, dann kann ich Dir freilich nicht helfen und muß Dein Mißtrauen über mich ergehen lassen. Deine Reden und Andeutungen gehen darauf hinaus, mir den Verkehr mit Fernando zu verleiden, ja, so ist von jeher Dein Trachten gewesen, mich zu isolieren und mir alles, woran ich Freude und Gefallen fand, zu nehmen. Aus Unverstand oder Indolenz habe ich mich bisher in Deine Gebote gefügt; hier jedoch würdest Du das erste Mal auf energischen Widerstand stoßen, Großvater. Fernandos Freundschaft ist mir Lebensbedürfnis geworden, jeden Tag, an dem ich sein liebes Gesicht nicht sehe, muß ich für mich einen verlorenen nennen! In diesem Punkte kann und werde ich Dir nicht folgen!“

„Sitta, das wagst Du mir zu bieten!“ zischte kirschrot vor Zorn der alte Herr.

„Ja, Großvater, könntest Du so grausam sein, mir diese einzige Freude zu nehmen, dann zwingst Du mich, Dir ungehorsam zu sein! Nimm aber die heilige Versicherung von mir entgegen, daß der Verkehr mit Fernando so harmloser Natur ist, als wäre er mein leibhaftiger Bruder,“ entgegnete sie in treuherziger Offenheit. „Wohl sind mir in der ersten

Zeit der Bekanntschaft zuweilen leise Bedenken aufgestiegen; nachdem ich aber Fernando näher kennen, sein so kindlich reines Gemüt schätzen lernte, jetzt weiß ich nicht, welches Unrecht ich mit diesem Freundschaftsbündnisse begehen könnte."

„Thorheit, das verstehst Du nicht! Hältst Du den Jungen noch für ein Kind? In seinem Alter haben die Bengels es faustdick hinter den Ohren!"

„Aber Fernando nicht, Großvater! Du würdest staunen über diese Gemütstiefe, über die Herzensbildung und hohe Intelligenz dieses dunklen Lockenkopfes!" gab Sitta lebhaft angeregt zurück.

„Pah, ein frühreifer, fauler Strick, ich kenne das! Mir soll er nicht kommen, schon weil er ein Anhängsel von drüben ist, ist er mir widerwärtig. Natürlich in Deinen Augen ist das schon Grund genug, Dich für ihn lebhaft zu interessieren. Wie?" sagte der Graf ironisch, indem er die Enkeltochter scharf fixierte.

Für Sekunden lag ein dunkles Rot über Sittas Stirn, doch verflog es rasch, und gefaßt erwiderte sie:

„Du scheinst meine Auffassung über die feindliche Stellung zu unseren Namensverwandten genau zu kennen, Großpapa! Zu was soll ich Dir also eingestehen, sie wäre in der That ein triftiger Grund, mir Fernandos Freundschaft zu erhalten. Ich schätze nun einmal die Bewohner des Schieferschlosses sehr hoch!"

Dieses offene Bekenntnis mußte den Grafen in besonderem Grade erbittert haben; mit einem Satze, den man seiner anscheinend gebrechlichen Gestalt kaum zugetraut, war er an Sittas Seite und faßte vor Erregung zitternd deren Arm:

„Boshaftes, ungeratenes Kind! Willst Du mir denn das Leben damit verbittern, indem Du fort und fort mit Deinen Sympathien für diese Leute dort prahlst? Wehe Dir, wenn Du jemals eine direkte Annäherung an sie versuchen solltest, dann bist Du nicht wert, mein Enkelkind — eine Gräfin Tanneberg zu sein!“

Die Gescholtene war bald von den sie wie Eisenklammern umspannenden Fingern befreit, dann richtete sie sich stolz empor und sagte herb:

„Weshalb reizest und quälst Du mich, Großvater! Dieser Auftritt konnte uns beiden erspart bleiben.“

„So, meinst Du?“ höhnte der alte Herr.

„Ja, denn Du bist gegen mich nur durch eine Person beeinflußt, die darauf ausgeht, mir zu schaden.“

„Schweig, ich dulde dergleichen Anzüglichkeiten nicht,“ gebot in barschem Tone der Graf. „Auch bin ich noch nicht zu Ende! Noch andere Deiner Schliche sind mir bekannt! Mit dem widerwärtigen katholischen Schwarzrock konspirierst Du hinter meinem Rücken, das ist abscheulich und dulde ich durchaus nicht, deshalb muß und will ich einmal ein Exempel statuieren!“

Leichenblässe überzog Sittas Angesicht, als der Graf gesprochen, doch regungslos, ohne mit der Wimper zu zucken, hielt sie den lauernden Blicken des alten Mannes stand.

„Der Pfaffe ist verschiedentlich — mit Dir — auf meinem Grund und Boden gesehen worden. Ich will wissen, was Du mit ihm zu thun hast?"

„Es sind die Angelegenheiten unserer — katholischen Ortsarmen, die ich mit Pater Peregrin zu verhandeln habe, dabei lernte ich den Geistlichen als einen milddenkenden, edlen Mann kennen."

„Ein Heuchler, der unter der Maske der Heiligkeit überall herumspioniert und für den Katholizismus Propaganda machen will. Wir kennen das aus Erfahrung ganz genau. Übrigens sind die katholischen Armen genügend gut versorgt. Der Schwarzrock soll sein Schnüffeln bei uns nur lassen.

„Gut versorgt? O nein, Großpapa, das sind sie nicht, weder leiblich noch geistig. Erinnere Dich gefälligst Deiner Drohung, die Du den Leuten ankündigen ließest, daß, sobald es einen gelüsten sollte, nach dem Schieferschlosse zur Kirche zu gehen, Du ihm sofort die Arbeit entziehen würdest! Ist es daher nicht Pflicht des Seelsorgers, sich ihrer anzunehmen?" rief heftig Sitta zur Vertheidigung entgegen.

Graf Tannebergs Angriff war abgeschlagen, mit beißender Ironie trat er den Rückzug an und sagte:

„Und Du hast natürlich nichts Besseres zu thun,

als nun die Samariterin bei diesem Pöbel zu spielen. Wahrlich, das ist eine nette Entdeckung!"

„Wo Hilfe not thut, bringe ich jedes Opfer, ohne Unterschied des Glaubens. Meiner Ansicht nach ist das oftmals wirksamer und segensreicher, als bei sogenannten Stiftungen und Vereinen nur mit dem Namen zu glänzen," gab Sitta in merklicher Schärfe zurück.

„Mit solcher boshaften, eigensinnigen Närrin wie Du lasse ich mich in keinen Streit über dergleichen Dinge ein. Du willst natürlich immer Recht behalten!" lachte der Graf spöttisch auf. „Einerlei, ich halte es doch jetzt an der Zeit, Dich auf den Weg zu bringen, den ich für den richtigen erachte, das merke Dir!"

Ein stumm-fragender Blick aus den grauen Augen traf den Sprecher.

„Aha, bist Du neugierig, mein Täubchen? Nun gut, ich will nicht länger zögern, Dir die seit einigen Wochen gefaßten Entschlüsse mitzuteilen. Höre also: Die Herzogin Witwe, meine spezielle gütige Gönnerin, wird meinem Hause in der allernächsten Zeit die hohe Ehre eines Besuches hier schenken!"

Diese Nachricht hatte Sitta nicht erwartet und sie erschrak sichtlich, versuchte aber doch den unangenehmen Eindruck zu verbergen, indem sie scheinbar gleichgültig entgegnete:

„Da Du den hohen Gast nur standesgemäß be-

wirken kannst, Großvater, so dürfte Dich die Ehre recht erhebliche Summen kosten!“

„Noblesse oblige, Komtesse Sitta, und das lasse meine Sorge sein. Mit diesem Besuche verbindet Ihre Hoheit aber noch eine besondere Absicht. Aus kompetenter Quelle erfuhr ich den Wunsch der Herzogin, Dich in ihrer Nähe haben zu wollen und Dich nach Ablauf einer kurzen Probezeit als Hofdame ihrem Hofstaate zuzufügen!“

Wahrhaft entsetzt prallte das junge Mädchen mit dem Rufe zurück:

„Großvater, das ist Dein Werk!“

„Meinst Du wirklich, Kindchen? Haha! Nicht war, mein Einfluß hat bei Hofe noch Bedeutung!“ versetzte wohlgefällig schmunzelnd der Graf. „Ihre Hoheit weiß seit lange, welch ergebenen Diener sie an mir besitzt. Nebenbei aber weiß sie auch, daß ich eine recht heilsame Schule für Dich sehnlichst wünsche. Ihr Vorbild wird und muß veredelnd auf Dich einwirken. Mit Deinem oberflächlichen Sinne nimmst Du blutwenig Interesse an dem edlen Streben für unsere gute Sache, Sitta, das macht der hohen Frau und mir berechtigten Kummer!“

„Was sagst Du, Großpapa — mein oberflächlicher Sinn? Ich hasse ja die ganze heuchlerische Umgebung der Herzogin, welche deren Person wie die Motten das Licht umkreist, aus tiefstem Herzensgrunde. Niemals werde ich mir diese Sklavenfesseln anlegen

lassen, das sage ich Dir! — Die goldene Freiheit, meinen stillen Wald, die grünen Fluren und die luftigen Höhen, kurz Alles, was mir lieb geworden, sollte ich nun verlassen? Niemals, Großvater, niemals, sag ich Dir!" rief Sitta glühend vor Erregung mit zornflammendem Auge.

„Beruhige Dich nur, mein Täubchen," kicherte über die Wirkung seiner Worte erfreut Graf Tanneberg, und rieb sich vergnügt die Hände. „Ist erst die hohe Dame einmal hier, so wirst Du Dich wohl auch in den Strahlen ihrer Gnade sonnen und dem Zauber ihrer Persönlichkeit nicht widerstehen können. Das Weitere findet sich dann von selbst, die kindischen Ansichten verschwinden gar bald; ganz abgesehen davon, daß es absolut unmöglich wäre, sich gegen die Wünsche und Befehle der Herzogin aufzulehnen. Was unsere gütige Gönnerin übrigens sonst noch für geheime Pläne mit Dir haben mag, darüber zu sprechen steht mir noch kein Recht zu! Ausdrücklich verlange ich von Dir, während ihrer Anwesenheit eine höchst elegante Toilette zu tragen und durch feinen Anstand und taktvolles Benehmen der Enkeltochter des Grafen Tanneberg Ehre zu machen. Die Befehle für Küche, Keller und Logis der hohen Frau nebst ihrem Gefolge im Schlosse werde ich Dorothee erteilen. Wenn Du vernünftig bist und allgemeinen Wünschen Dich anzupassen verstehst, so will ich einmal ein Auge zudrücken und für die letzte Zeit Deines

Hierseins Deinem Verkehr mit dem jungen Portugiesen nichts in den Weg legen, wenn er — wie Du mir versichertest — wirklich so ganz harmloser Natur ist. Später wirst Du selbst darüber lächeln!" fügte der alte Herr mit lauerndem Gesichtsausdruck hinzu.

Die Angeredete hatte seine letzten Worte wohl kaum verstanden; wie traumumfangen starrte sie ins Leere, während ihre Lippen ein wild trotziger Zug umlagerte.

„Es giebt, Komteßchen, wie Du siehst, Gott sei Dank noch Mittel und Wege, Deinen unbändigen Trotzkopf zu brechen und zur Vernunft zu bringen! Nun mache Dich mit dem, was ich Dir mitgeteilt, einstweilen vertraut, hörst Du, Sitta!" spöttelte der Graf in seiner verletzenden Weise. —

Eine eigentümliche Starrheit hielt die sonst so rasche Bewegung des kernigen, jungen Mädchens gefangen, langsam strich es die krausen Locken aus der mit Schweißperlen bedeckten Stirn.

„Mögest Du, Großvater, diesen Schritt nie zu bereuen haben!" sagte Sitta völlig tonlos und verließ den Salon.

Draußen auf dem Flur fand sie Argo wartend, mit wahrem Freudensprunge kam er ihr entgegen. Von Aufregung und innerem Wehe überwältigt, beugte sie sich zu ihm herab und umfaßte den Hals des treuen Tieres, indem es schluchzend über ihre zitternden Lippen kam:

„Argo, ich soll fort! Hörst Du's — fort! Man will mich in einen goldenen Käfig sperren, um mir eine verhaßte Überzeugung aufzudrängen!"

Dann erhob sie sich heftig und eilte leise weinend den Korridor entlang, an dessen Ende sie zornig mit dem Fuße stampfte und drohend sagte:

„Und dennoch trotze ich Euch! Magst Du auch jetzt triumphieren, Großvater, der Tag wird kommen, an dem ich sprechen darf. Huh — wird das dann aber ein Zetern und Toben geben, sobald Ihr erfährt . . . ! Doch still!"

Mit gefalteten Händen schlug sie das umflorte Auge zum Himmel auf.

„Aufs neue hat der Allmächtige mich belehrt, daß alle dem Großvater bisher bewiesenen Rücksichten eine falsche Pietät waren, um derentwillen ich mir Zwang anthun mußte und mein Mut gelähmt worden ist. Um dieses herz- und lieblosen, alten Mannes wegen sollte ich den mir von höherer Hand vorgezeichneten Weg nicht betreten? Nimmermehr! Diese letzte Stunde hat entschieden und alle Zweifel meines Innern besiegt. Nichts — o nichts hält mich zurück!"

Als Sitta in den sommerlichen Park hinaustrat, lag es wie eine seelische Verklärung über dem eben noch so schmerzlich bewegten Angesicht.

Sechstes Kapitel.

Im Schieferschloß war ganz unerwartet Besuch eingetroffen. Ohne vorhergegangene Ankündigung hielt eines Morgens ein Mietswagen vor dem Portal, dem die kleine, bewegliche Gestalt des Landrats v. Schönwald entstieg. Hocherfreut eilten Baron Thilo und seine Söhne dem Gaste schon in der Eingangshalle entgegen, um diesen auf das Herzlichste zu bewillkommnen.

Mit freudestrahlenden Augen und ausgebreiteten Armen umfaßte der kleine Herr zu allererst seines Neffens stattliche Gestalt.

„Wenn Ihr Euch einbildet, ich könnte fern bleiben, während hier die allerwonnigsten Tage des Wiedersehens gefeiert werden, dann kennt Ihr den alten Hans doch noch schlecht!“ rief er unter Humor und Rührung. „Zwar hab ich mein Kommen erst für den Herbst zur Rebhühnerzeit angekündigt, allein unter solchen Umständen vermochte ich nicht zu zögern. Friedrich, alter Kerl, bist Du's denn wirklich?!“

Kopfschüttelnd und voll Teilnahme schaute er dem Langentbehrten immer wieder in das hübsche, männliche Gesicht.

„Ja, ja, lieber Onkel Hans, sei nur ehrlich, und füge noch hinzu: „so muß ich Dich wiederfinden!“ Das Haar an den Schläfen fängt an grau zu werden. Auch bei mir sind die goldenen Jugendtage längst vorüber,“ gab dieser tief bewegt zurück.

„Donnerwetter — vorüber? Einen solchen Stammhalter voll Leben, Gesundheit und Kraft kann der da drüben . . .“ — des alten Herrn Hand wies nach dem Nachbarschloß — „kann der da drüben sich mit der Laterne suchen! Ich hab's ja immer gesagt,“ wandte er sich an den Schwager, „es muß noch alles gut werden, und ließ ich in meinen Briefen manches Trostwort einfließen. Die Schlacken müssen heraus, um so besser hält dann der Guß!“

In sprudelnder Lebendigkeit, bald an diesen, bald an jenen sich wendend, wurde Herr von Schönwald von allen die breite Treppe zu den Wohnräumen emporgeführt. Doch plötzlich unterbrach er sich mitten in der Rede und wollte umkehren.

„Was hast Du denn, Onkelchen?“ fragte Manfred besorgt.

„Pst! Ich habe ja die Papiere in der rechten Wagentasche stecken lassen. Das ganze dicke Packet wertvollster Dokumente und beglaubigter Abschriften!

Du meine Güte! Wenn die Mietskutsche schon davon gefahren wäre? Da hätte ich was Nettes angerichtet."

„Was denn? Hast Du eine reiche Erbschaft gemacht, Hans?" fragte Baron Thilo lachend.

„Erbschaft?" Beinahe beleidigt schaute der Landrat seinen Schwager von der Seite an. „Eure Angelegenheiten sind es ja, deren sorgfältigem Studium ich Nächte — sage: Nächte geopfert habe! Eine saubere Erbschaft, die Euch der Satan Theophila — geb. 1669 — gest. 1708 — hinterlassen hat!"

Ohne Herrn v. Schönwald es wahrnehmen zu lassen, stieß Manfred hinter dem Rücken des Onkels ein leises „Au, au, nun gehts los!" hervor und warf dem Vater einen bedeutsamen Blick zu. Friedrich war schon die Treppe hinabgesprungen und vor die Hausthür geeilt.

„Und Du hast den ganzen Krempel jetzt wieder mitgebracht, Alterchen?" fragte gut gelaunt der Baron.

„Nicht wahr, darüber staunst Du und wunderst Dich, wie ich so rasch damit zustande gekommen bin, Thilochen? Das soll mir aber 'mal einer nachmachen! Eine Heidenarbeit war's!" berichtete in wahrem Feuereifer der Gast. „Jetzt ist die Geschichte — um eine schlesische Redensart zu gebrauchen — so klar wie Wurstbrühe, und will ich dem niederträchtigen, alten Schleicher dort drüben seinen Hochmutsteufel schon aufmucken!"

„Aber bestes Onkelchen, so alteriere Dich doch nicht; Du hast ja kaum den Fuß über unsere Schwelle gesetzt und beunruhigst Dich schon mit diesem alten Kram," beschwichtigte Manfred, indem er den Arm des Verwandten sanft drückte.

„Onkel Hans, sie sind da!" unterbrach Friedrichs Stimme vom Treppenabsatze herauf die Unterhaltung.

„Her damit! Na, Gott Lob!" rief Herr von Schönwald merkbar erleichtert, während er ein dickes Packet aus des Neffen Hand entgegennahm.

„So, Thilochen, jetzt verwahre Du mir das in Deinem Geldspind. Ich sage Euch, es ist ein Wertobjekt. Bis auf weiteres wollen wir nun die Sache ruhen lassen."

Doch plötzlich, schon auf halber Treppe angelangt, machte der Gast nochmals Halt und stutzte überrascht mit dem Rufe:

„Nanu, wer ist denn das?"

Am oberen Korridorfenster, von den goldenen Lichtstrahlen der Morgensonne hell beleuchtet, lehnte Fernando über das Geländer und begrüßte in halb schüchterner, halb linkischer Verbeugung den Gast.

Mit seinen ausdrucksvollen, schönen Augen, dem eigentümlich warmen Kolorit der sanft gerundeten Wangen, der glänzenden Lockenfülle und dem durch einen breiten, weißen Hemdkragen verzierten, schwarzen Sammet-Habit glich der junge Portugiese fast aufs Haar einem jener berühmten Porträts van Dycks,

die noch heute, nach mehr als zweihundert Jahren, jeden Beschauer so mächtig anziehen.

Voll Überraschung und stummer Neugierde blieben des Landrats Blicke an den fast anmutig gerundeten Schultern des Jünglings haften.

„So hat Papa Dir nichts von unserm lieben Hausgenossen geschrieben, Onkelchen?“ fragte Manfred unbefangen. „Das ist Fernando Pecle da Costa Lima, Friedrichs portugiesischer junger Freund!“

„Was Kuckuck! Ein Junge soll das sein?“ platzte der Gast höchst ungenirt, aber im Tone des Bedauerns heraus, während er sich fragend nach dem älteren Neffen umwandte. „Bei meiner Treu, da hat irgend eine Tücke der Natur dem lieben Herrgott wieder einmal ein Schnippchen geschlagen. Freute mich schon im stillen bei dem Gedanken, daß das Schieferschloß endlich, seit so langer Zeit, wieder einmal eine Dame in seinen alten Mauern bergen würde. Ein Schlaufuchs, wie ich, kann sich auch 'mal irren! Na, nichts für ungut, junger Freund, Sie gefallen mir trotzdem!“ Bei diesen Worten war er oben angelangt und klopfte Fernando, der hocherglüht und sichtlich verlegen zurückgetreten war, ganz vertraulich auf die Schulter. „Ist ja nicht Ihre Schuld, wenn Mutter Natur Sie für einen Buben zu fein und zierlich gestaltet hat! Aber, Gott Lob, diese Art Schönheit vergeht mit den Jahren. Ich alter Bär bin in Ihrem Alter zum Anbeißen

hübsch gewesen.“ — Baron Thilo und seine Söhne vermochten sich des Lachens nicht zu enthalten —, „das glaubt Ihr nicht? Na, ich sage Euch, zart wie Milch und Blut war einstens meine Haut, und Schwestern und Basen steckten mich deshalb oft zum Scherz in ihre Röcke. Hahaha!“

In heiterster Stimmung betrat der Landrat nun das ihm von seinem Schwager angewiesene Gemach. — Der anregende Besuch des Onkels schien auf Manfreds zeitweise gedrückte Gemütsstimmung einen heilsamen Einfluß auszuüben. Ohne sich den Grund klar zu machen, glaubte er im Herrn v. Schönwald einen Verbündeten zu besitzen, der für ihn sicherlich mit all der ihm so reichlich zu Gebote stehenden Redekunst Partei nehmen würde, wüßte er nur seines Neffen Seelen- und Herzensweh. Der junge Maler kam ihm deshalb auch mit besonderer Herzlichkeit entgegen. Freiwillig bot er sich ihm, der ein ausgezeichneter Fußgänger war, als Begleiter auf seinen weiten Touren an und mit wahrhaft rührender Opferwilligkeit ergab er sich ebenso darein, den endlosen Auseinandersetzungen des Onkels über das unglückliche Thema des Familienzwistes geduldig zuzuhören.

„Friedrich ist zwar ein lieber prächtiger Kerl und hat hundert Mal mehr gesehen und erlebt als unsereiner, der immer an der heimatlichen Scholle geklebt,“ sagte der Landrat gelegentlich auf einem

Spaziergange zu Manfred, „allein seine Anschauungen und Ansichten weichen doch gar zu sehr von den unsrigen ab, als daß ich ihm ähnliche Mitteilungen zu machen imstande wäre, wie Dir, mein Junge! Freilich käme ihm als Ältesten wohl ein Recht zu, über jene dunklen Punkte aufgeklärt zu werden! Allein, nimm es mir nicht übel, Manfred, Deines Bruders einziges Interesse scheint sich in dem jungen Portugiesen zu konzentrieren, den er, da dieser doch ein recht strammer, kerngesunder Bursche ist, eigentlich gar zu toll verpimpelt und verwöhnt! Da heißt's nur immer: Fernandochen, gehe lieber hinein, die Abendluft könnte Dir schaden! Fernandochen, diese schöne Pfirsiche habe ich für Dich aufbewahrt, Fernandochen hier — Fernandochen dort! Donnerwetter, das geht wirklich manchmal über die Puppen! Auch Dein Vater macht meiner Ansicht nach viel zu viel Umstände mit dem jungen Menschen. Gewiß, ich gebe gern zu, guckt einem das hübsche Kerlchen mit seinen Räderaugen an, so wird einem ganz warm ums Herz, aber Fernando soll doch einmal ein Mann und kein Waschlappen werden, darum bemühe ich mich wenigstens, ihm so zu behandeln, wie ich es für Recht halte. Offen gestanden, verstehe ich nicht, was bei solcher Erziehung aus Fernando werden soll! Geld scheint er nicht zu haben, wie?"

„Ich glaube kaum! Wenigstens äußerte sich Friedrich über diesen Punkt nur ausweichend! Voraus-

sichtlich wird Fernando nach erreichter Volljährigkeit wohl wieder in seine Heimat zurückkehren," antwortete Manfred und darauf wurde jenes Thema nicht weiter erörtert. Die Bedenken des Onkels machten Manfred aber aufmerksamer, er gelangte von Tag zu Tag zur größeren Überzeugung, zwischen Friedrich und Fernando müsse irgend ein Geheimnis bestehen. Wohl suchten beide, wie Manfred bemerkte, dasselbe nach Möglichkeit zu verbergen, aber er meinte dennoch in ihrem Verkehr etwas Gezwungenes zu sehen, was dem strengen Beobachter auffiel, ihn nur nicht aufklärte. Dessen entsann er sich nun plötzlich von ihrer Ankunft her, daß nämlich Friedrich ausdrücklich darum gebeten, dem jungen Fremdlinge ein Zimmer dicht neben dem seinigen anzuweisen, auch erinnerte er sich der genauen Untersuchung aller Thürschlösser durch den Bruder, die ihn damals zu der scherzhaften Äußerung veranlaßte: ob er im stillen Vaterhause denn Räuber und Mörder fürchte. Und als er einige Tage später einmal sans gêne Fernandos Schlafgemach betreten, war Friedrich eigentümlich unruhig geworden und hatte auffallend gereizt geäußert, Fernando liebe dergleichen Vertraulichkeiten nicht! Zuweilen auch überfiel es Manfred ähnlich einer quälenden Angst, weil er sich einbildete, jenes zwischen dem Bruder und dem Portugiesen bestehende Etwas hinge vielleicht gar mit Sitta zusammen. Konnte Friedrich nicht ebenfalls eine Neigung für

das junge Mädchen empfinden, von welchem er stets mit Vorliebe und Bewunderung sprach? Wenn etwa der Ausländer nun als Vermittler diente? Entsetzlich! Hundert Mal schon hatte er dergleichen Gedanken von sich abzuschütteln versucht. Und dennoch erschien es ihm unmöglich. Sittas ganzes herbjungfräuliches Wesen, ihre reinen, klaren Blicke sprachen dagegen. Und auch Friedrich, der ernste Mann, welcher sein erstes Liebesabenteuer so hart gebüßt, er war sicher weit davon entfernt, Vergangenes und Vergessenes neu erstehen zu lassen durch eine Handlung, die nur annähernd an das Einst erinnerte. Kämpfte Manfred doch selbst einen schweren Kampf seit jener Stunde, die er während des Gewitters mit Sitta im Schutzhüttchen des Waldes verbracht. Immer wieder gedachte er ihrer wahrhaft rührenden Offenheit, ihres so herzgewinnenden, natürlichen Wesens, durch das sie ihm einen klaren Einblick in ihr edles Sein und Denken verraten, denn jetzt erst fühlte er, wie sehr sie seiner Liebe auch würdig war. Tag um Tag ging er mit der Absicht um, dem Vater ein offenes Bekenntniß abzulegen: er fühlte sein Gewissen so beschwert, den alten Herrn nun fortgesetzt zu hintergehen. Allein er fürchtete, der Baron könne dann auf seine sofortige Abreise dringen, und das erfüllte sein Inneres mit Schmerz! Daher zögerte er mit dem Geständnis immer wieder. In dieser Ungewißheit beobachtete er ängstlich alles in seiner

Umgebung schärfer; so glaubte er in der häufigeren wohlwollenden Anerkennung Pater Peregrins über Sittas Thatkraft, Intelligenz und geistige Veranlagung eine besondere Beziehung suchen zu müssen. Was sollte das bedeuten? Es gab Stunden, in denen der Maler gern dem fröhlichen Kreise der Seinigen entfloh, um sich in stiller Einsamkeit ganz seiner Kunst zu widmen, dann vermochte er bei der Arbeit sich am ungestörtesten seinen Gedanken hinzugeben. Vielleicht war es auch das sehnsüchtige Verlangen, Sitta wieder einmal zu begegnen, was ihn immer aus dem Hause trieb. Hatte er doch die Heißgeliebte seit jenem Gewitternachmittage nicht mehr erblickt und empfand daher schmerzliche Unruhe und Sorge im Herzen, zumal er von dem erwarteten hohen Besuch im Ziegelschloß erfahren hatte, zu dessen Ehren die ganze Nachbarschaft zu einem Feste geladen war. Manfred war wirklich schon einmal so indiskret gewesen, über den Heckenwall ins feindliche Lager zu spähen, ohne etwas anderes zu gewahren, als die Gärtner, welche Wege und Rasenflächen in musterhafte Ordnung setzten, was ihn natürlich nicht im mindesten interessieren konnte. Wie sehnlichst wünschte Manfred wieder einmal Sittas volltönende Stimme zu vernehmen, wenn sie vom Schloßportal aus über den Hof ein lautes „Anspannen“ rief, oder sie auf ihrem schmucken Rappen, den großen Schutzhut auf dem Kopf, über die Felder reiten zu

sehen. Keine Spur zeigte sich von ihr. Fernando nach Sitta zu fragen, getraute er sich nicht, seit jener kleinen Szene wollte er ihm gegenüber ihren Namen nicht mehr nennen. Daher lag es wie unheimliche Gewitterschwüle über seinem Haupte.

Etwa acht Tage nach Herrn v. Schönwalds Ankunft sah Manfred eines Nachmittags von seinem Fenster aus Pater Peregrin und Fernando aus der Thür des Schlosses treten und vernahm zufällig einige, ihm völlig unverständlich klingende Worte: „Wegen Ihrer aufrichtigen, zärtlichen Zuneigung zu Sitta, die Sie, mein Kind, zum Sendboten des Himmels gestaltete, ja dieses einzig hohen Zweckes wegen habe ich das, was verwerflich, was eine Unnatur ist, stillschweigend geduldet!“ hörte er den Priester zum Portugiesen sagen. „Nun aber dürften Sie Ihre Sendung in dieser Weise erfüllt haben; wir müssen nicht vergessen, der Gräfin Namen, ja auch Ihr eigener steht zu hoch, um ihn irgend einem Makel auszusetzen. Dieser Tag sei also der letzte, der Jenen die Wahrheit verbirgt, deren Achtung Sie nimmer verscherzen dürfen. Morgen, ehe die Sonne sich dort hinter die Berge hinabsenkt, muß der Freiherr alles wissen, nicht wahr, mein Kind, das darf ich von Ihnen erwarten?“ Die letzten Worte drangen nur noch leise an sein Ohr.

Darauf schritten Pater Peregrin und Fernando über die Brücke dem Walde zu, während der un=

freiwillige Lauscher wie gelähmt auf seinem Platze verharrte. Jedes einzelne dieser geheimnisvollen Worte hatte sein Inneres in wilden Aufruhr gebracht.

„Ihre zärtliche Zuneigung zu Sitta! Das was verwerflich ist — was eine Unnatur ist!"

Allgütiger Himmel, so hatte seine Ahnung ihn doch nicht getäuscht, so gab es doch etwas, was Sitta und Fernando verbargen! Und Pater Peregrin wußte darum? Der ehrwürdige, sonst so strenge Mann hatte stillschweigend geduldet, daß vor des Vaters Augen sich ein lichtscheues Thun und Treiben versteckte? Wie ließe sich das erklären? Im Augenblick schien jeder Blutstropfen in Manfred zu kochen, jede Fiber seines Körpers zu beben. Halb mechanisch ergriff er den Hut, und ohne eigentlich zu wissen wohin, stürmte er den bereits seinen Blicken Entschwundenen nach. Nach einer Weile zögerte er jedoch wieder. Wäre es nicht richtiger, Friedrich das soeben Gehörte mitzuteilen, ihm zu sagen, daß Fernando, die kleine Schlange, welche er am Busen sich genährt, ihn hinterginge? Ein höhnisches, bitteres Lachen entrang sich seinen Lippen. Was brauchte er sich um Sittas Angelegenheiten zu bekümmern? Hatte er sich etwa eingebildet, jene süße Stunde des Zusammenseins mit ihr gäbe ihm ein Recht, über sie zu wachen? Fernando und dem Geistlichen zu folgen, gab er auf, dagegen stürmte er planlos in den Wald hin-

ein und befand sich plötzlich wieder an der verhängnisvollen Grenze des gräflichen Forstes. Wie zog's ihn doch mit einem Male wieder nach dem Hüttchen hin, worin er jene ihm unvergeßliche Stunde an Sittas Seite verlebt. Ja, unwiderstehlich zog es ihn heute dahin, er mußte Abschied nehmen, Abschied von allen Träumen, Illusionen und Erinnerungen, die seit Wochen sein Inneres so gewaltig bewegten. Nach dem, was sein Ohr soeben vernommen, war es wohl das beste, er reiste ab — bald — morgen schon. Weshalb den Vater erst mit Dingen beunruhigen, die schon jetzt als überwunden angesehen werden konnten. — Nun war er beim Holzhüttchen angelangt, das Abendrot vergoldete die Wipfel der Riesenwächter der Zeit, deren feierliches Blätterrauschen den Willkommensgruß der leise nahenden Nacht entgegenbrachten.

Da zögerte sein Fuß — zu seiner Überraschung sah er das einzige Fenster der Hütte weit geöffnet. Sollte schon Jemand dort weilen? Sitta vielleicht?

Mit leisen Schritten näherte er sich, bis plötzlich geflüsterte Worte und leises Schluchzen an sein Ohr klangen. Bestürzt darüber hielt er an. Aber eine unerklärliche Gewalt, nicht Neugierde trieb ihn vorwärts; auf den Zehen schlich er bis dicht an das Häuschen. Erwartungsvoll atmete er schwer auf, dann, verdeckt vom Stamm einer Tanne, spähte er in die Fensteröffnung des von der Dämmerung nur

schwach erhellten Raumes. Allgütiger Himmel, ist's denn wahr, was dort sein Blick erschaut, ein einziger Blick, der ihn erblassen ließ und zittern!

Die Hände preßten sich an seine Brust und wie von Furien gejagt, nicht rechts noch links sehend, so stürmte Manfred aus dem Walde, in fluchtartiger Hast durch den Park des Schieferschlosses und langte ganz erschöpft in seinem Zimmer an. In dumpfer Betäubung warf er sich dort in einen Sessel und starrte fassungslos mit blödem Gesichtsausdruck vor sich hin. War jemals in des jungen Malers Brust die Hoffnung eingezogen, nach siegreichem Bekämpfen aller Hindernisse Sitta einst sein eigen zu nennen, so war sie jetzt zertrümmert und zerstoben. Der einzige Blick in jenes Hüttchens kleinen Raum entdeckte ihm ein gar seltsam befremdendes Bild. Mit thränenerfüllten Augen, bleichen Wangen hatte Sitta, die stolze, unnahbare Gräfin Tanneberg, von Fernandos Armen zärtlich umschlungen, an dessen Brust geruht!

Manfred legte schmerzlich bewegt die Hand auf seine Augen; er mußte wieder Herr seiner Gefühle werden, mußte die Wirklichkeit erfassen lernen! Ach, wie schwer ward es ihm, sich dem Gedanken anzuordnen — für immer sei nun Sitta, seine Sitta ihm verloren. Verschwunden war das zauberische Bild des Glückes, das seine Phantasie ihn einstmals erblicken ließ! —

Die Abenddämmerung war mehr und mehr heraufgezogen, es dunkelte bereits, doch Manfred gewahrte nichts, noch starrte er in Schmerz versunken ins Leere vor sich hin. Da schreckte ihn plötzlich ein laut vernehmliches Rufen seines Namens aus seiner Lethargie auf, er sprang rasch empor, um die Zimmerthür zu öffnen.

„Manfred, Manfred, bist Du da?" hörte er seinen Bruder schon von draußen erregt fragen.

Verwundert öffnete er, indem er sagte:

„Ja, was giebt's."

„Ach, sage mir doch um Gottes willen, ob Du Fernando kürzlich gesehen hast? Niemand weiß, wo er steckt. Ich bin in größter Sorge — ganz außer mir darüber!"

Tiefes Rot des Unwillens überzog des Malers Stirn bei dieser Frage, wodurch Friedrich ihn an die Szene des Hüttchens erinnerte. Ausweichend gab er zur Antwort:

„Vor etwa einer Stunde — oder länger, sah ich Fernando drüben im gräflichen Forste, was er dort wollte, weiß ich nicht, ich habe mich noch nie um seine Wege bekümmert."

„Im Nachbarforste also? Denke Dir, seit Stunden ist er fort, und schon dunkelt es. Mein Gott, wenn — ihm ein Unglück zugestoßen wäre!" rief Friedrich im Tone ernster Besorgnis.

„Ach, hab Dich doch nur nicht um ihn so

ängstlich, Friedrich; der Junge ist durchaus kein kleines Kind mehr. Immerhin thätest Du aber durchaus gut, sein Thun und Treiben etwas mehr zu kontrolieren," gab Manfred etwas unfreundlich zurück, und da sein Bruder schon enteilt war, wandte er sich unwirsch wieder nach dem Zimmer.

Die kurze Unterbrechung seines Grübelns hatte aber das Gute zur Folge, ihn zu dem Entschlusse zu bringen, den Baron auf seine baldige Abreise sofort vorzubereiten.

Als er zum Abendessen ins Speisezimmer hinabkam, war er erstaunt, weder den Vater noch den Bruder dort zu finden, nur Onkel Hans lief in peinlicher Unruhe um den gedeckten Tisch herum und empfing ihn mit den ungeduldigen Worten:

„Eine nette Bescherung — wie? Gerade jetzt, da ich hergekommen bin, mit Euch ein paar vergnügte Tage zu verleben! Scheußliches Pech! Was sagst Du denn dazu? Friedrich scheint völlig den Kopf verloren zu haben, und Dein Vater, der von je her ziemlich pessimistischer Natur ist, trägt durch Heraufbeschwören aller nur erdenklich schrecklichen Eventualitäten entschieden nicht dazu bei, die Situation zu verbessern!"

„Ja, aber liebster, bester Onkel, was ist denn geschehen, ich weiß absolut von nichts — habe keine Ahnung . . . ?"

„Geschehen? Das ganze Haus ist alarmiert

Sogar der gute Pater in seiner grenzenlosen Opferwilligkeit, ist sofort selbst nach H..... gefahren, um den Arzt zu holen und Du weißt nichts davon? Fernando ist ein schlimmer Unfall zugestoßen — Verrenkung — Sehnenzerreißung — Beinbruch — Ohnmacht! — Gott weiß das alles!" sprudelte in ängstlicher Lebhaftigkeit der kleine Herr heraus.

„Fernando verunglückt? Aber mein Himmel, wann denn — wo denn?" rief erschreckt Manfred.

Herr v. Schönwald machte eine wegwerfende Handbewegung nach dem Ziegelschloß und entgegnete verstimmt:

„Drüben im Forst soll's passirt sein. Von dortigen Arbeitern ist er hergebracht worden — ohnmächtig, wie ein Toter lag er da. Ich denke, der Schlag rührt mich bei diesem Anblick. Friedrich, welcher den Jungen bereits allenthalben vergeblich gesucht hatte, ist so blaß wie eine Kalkwand geworden. Er that mir in der Seele leid. Nach Aussagen der Leute hat man den armen Schelm hilflos und vor Schmerzen wimmernd im Walde liegend gefunden, doch kann ich Dir wirklich nicht verraten, wie die Sache sich zugetragen haben mag. Jedenfalls muß er wohl in seiner Lebendigkeit und Wildheit über eine Wurzel oder einen Baumstumpf gestolpert sein und sich dabei die Verletzung zugezogen haben. Als ich vor zehn Minuten das

Zimmer verließ — das heißt Friedrich hat mich förmlich an die Luft expediert — lag Fernando noch leichenblaß im Bett und fiel von einer Ohnmacht in die andere. Na, Nerven hat der auch wie eine Katze! Und wenn er wieder einmal zur Besinnung kam, schrie er laut auf vor Schmerz. Ich kann beim besten Willen so etwas nicht mitanhören; das Herz dreht sich mir immer im Leibe um. Helfen kann ich natürlich auch nicht," beteuerte Herr v. Schönwald mit trübseliger Miene. Dabei warf er einen sehnsüchtigen Blick nach der gedeckten Abendtafel, der deutlich verriet, wie lieb ihm nach der stattgehabten Gemütsbewegung die Stärkung durch eine kräftige Mahlzeit wäre. Endlich trat der Hausherr, noch immer sehr bekümmert, ins Zimmer. Waren seine Befürchtungen für Fernando auch durch das Erscheinen des Arztes bereits wesentlich erleichtert, so fühlte er doch das innigste Mitleid mit dem jungen Manne. Der Arzt hatte eine Sehnenzerreißung am linken Knie konstatiert. Eine große Schwäche abgerechnet, dürfte sich Fernando morgen schon merklich wohler befinden. Eisumschläge und schnell angewandte Beruhigungsmittel hätten fürs erste die unerträglichen Schmerzen etwas betäubt. Indes habe der Arzt ihm die Mitteilung gemacht, erzählte Baron Thilo während des Abendessens, es sei bald nötig, einen sogenannten Glasverband anzulegen, dann müsse der arme Junge

wohl einige Wochen in liegender Stellung aus=harren.

Friedrich ließ sich an diesem unglücklichen Abend im Speisezimmer nicht mehr sehen. Stand ihm auch im Vaterhause die allerbeste Pflege für seinen Schützling zur Verfügung, so ließ er es sich doch nicht nehmen, jeden Handgriff bei dem Kranken selbst zu verrichten. Er wich nicht mehr von seinem Lager und hatte bereits ausdrücklich erklärt, die Nachtwachen bei Fernando übernehmen zu wollen.

Manfred, der wegen seiner unfreundlichen Äuße=rung über den Jüngling etwas Reue fühlte, sprach dem Bruder in herzlichen Worten seine innige Teil=nahme aus; dennoch erschien ihm Friedrichs Angst und Besorgnis um den jungen Menschen doch allzu übertrieben.

Siebentes Kapitel.

„Ich darf vielleicht hoffen, Eure Hoheit haben meiner Enkeltochter ein gnädiges Gedenken bewahrt?" sagte Graf Tanneberg, seine etwas scharfe Stimme zu melodischem Flöten herabdämpfend, als er eine Stunde nach Eintreffen der verwitweten Herzogin Amélie zur Vorstellung der Genannten angenommen war. Da die hohe Frau zuerst Toilette gemacht und dann die glänzend erleuchteten Gesellschaftsräume aufgesucht hatte, war bisher keine Gelegenheit gewesen, ihr Sitta zuzuführen.

Eine so außergewöhnliche, ehrenvolle Auszeichnung wie dieser Besuch schmeichelte der Eitelkeit des Grafen Tanneberg nicht wenig, er fühlte sich in einem Meer von Wonne und Entzücken, namentlich nachdem die Herzogin die laute Äußerung that, es wäre längst ein großer Wunsch von ihr gewesen, einmal ihren alten, lieben Freund Graf Tanneberg auf seinem berühmten Ziegelschlosse zu besuchen. Mit dem ziemlich altmodischen und noch aus den

lustigen Zeiten der Komtesse Theophila stammenden Staatswagen hatte er selbst die hohe Dame am Bahnhofe abgeholt, während das aus sechs Personen bestehende Gefolge in schlichteren Equipagen folgte. Sitta, welche nach der Abfahrt des Großvaters vorerst noch einen Spaziergang in den Wald unternommen, stand jedoch noch vor der Ankunft der Gäste in vollster Toilette in der Vogelgallerie und blickte erwartungsvoll aus dem Fenster. Keine Miene ihres Gesichts verriet über das für das Schloß ihrer Väter so bedeutungsvolle Ereignis irgend welche Freude oder Teilnahme, die sie eben so wenig für die seit vielen Tagen im Hause getroffenen Vorbereitungen bewiesen hatte. Nur um den Wünschen des Großvaters nachzukommen, hatte sie mit Hilfe der Kammerzofe ihre Garderobe der Mode entsprechend in Stand gesetzt, sonst jedoch — zu Frau Dorothees heimlicher Genugthuung — sich allen häuslichen Anordnungen ferngehalten. Zum Festabend waren viele Gäste aus Nachbarschaft und Residenz erschienen, mithin für die Unterhaltung der Herzogin in jeder Hinsicht reichlich gesorgt.

Beim Anblick der ihr durch den Hausherrn zugeführten stattlichen Mädchengestalt, deren ernste Augen so seltsam träumerisch über die glänzende Gesellschaft hinwegschweiften, stutzte Herzogin Amélie ein wenig. War es irgend ein Zug in Sittas jugendfrischem Antlitz, oder mißfiel ihr das selbst-

bewußte Auftreten derselben, in welchem sie die charakterfeste Opposition, den stummen Widerspruch zu entdecken glaubte und sie, die meist nur von Schmeichlern umgeben war, befremdete und reizte; kurz, die sonst so biegsame Stimme der Herzogin hatte eine Tonschärfe angenommen, mit der sie, ohne Rücksicht auf die Umstehenden, erwiderte:

„Solch außergewöhnliche Erscheinung vergißt sich nicht so leicht, mein lieber Tanneberg. Aber ich kenne die Menschen zu genau, um nicht zu wissen, daß dort, wo die Natur verschwenderisch zu Werke gegangen, wo Geist und Körper mit allen nur erdenklichen Vorzügen ausgestattet sind, auch gar leicht das giftige Unkraut Eitelkeit und Hochmut im Herzen — zumal in jungen Herzen — jäh emporschießt. Hat dieses hübsche Kind auch früh gelernt, das stolz getragene Köpfchen beugen zu können? Ich liebe vor allem einen sanften Sinn."

Nicht freundlich, sondern eindringlich prüfend senkten sich der Herzogin dunkle Augen in das regungslose Mädchenantlitz, dann fuhr sie mit erhobener Stimme fort:

„Man sagt mir, Gräfin Sitta, Sie seien ein Mädchen von ganz besonderer Willensstärke und Energie. Gut. Weil ich solch hervorragende und bedeutende Charaktere liebe, so möchte ich das bald einmal erproben. Ihr teurer Großvater, dem, wie ich weiß, Sie bisher thatkräftig zur Seite gestanden,

wünscht Sie nun, damit Ihr unerfahrenes Gemüt sich nicht gar zu sehr an Ungebundenheit und Freiheit gewöhne, für unbestimmte Zeit unter meinen speciellen Schutz gestellt zu sehen! Unter meinen Schutz, der mir völlig freigiebt, über Sie zu bestimmen!" Die Angeredete zuckte leicht zusammen, was der Herzogin durchaus nicht verborgen blieb, mit Nachdruck fuhr sie fort:

„Damit also Ihnen einmal ein veränderter Gesichtskreis eröffnet wird, haben wir beschlossen, Sie mit nach der Residenz zu nehmen!"

Während dieser Ansprache hatten des Grafen faltige Züge einen triumphierenden Ausdruck angenommen, wogegen das junge Mädchen merklich erblaßte und, wenngleich ehrerbietig, doch fest entgegnete:

„Wohl weiß ich die mir von Eurer Hoheit gnädigst gewährte Auszeichnung zu schätzen, allein dieser ehrende Antrag kommt mir zu überraschend schnell und ich wage daher, Eure Hoheit noch um einen kleinen Verzug — eine Bedenkzeit zu bitten!"

Kaum mochte Gräfin Sitta diesen Wunsch vorgetragen haben, als auch schon der nahestehende geistliche Ratgeber und Geheime Sekretär der Herzogin, Konsistorialrat Dr. Wendt, dicht an die Gruppe herantrat und zu ihr sagte:

„Wie, habe ich recht verstanden? Bedenkzeit, meinen Sie, Komtesse? Bedenkzeit, da Ihnen eine

Gnadenbezeugung zu Teil wird, um die Hunderte Sie beneiden würden? Das ist wahrlich neu und sonderbar!"

Das Gesicht des Geistlichen verzog sich zu sauersüßem Lächeln, und seine Blicke hafteten unverwandt auf Sittas Zügen. Ohne jedoch von diesem Einwurf Notiz zu nehmen, sagte diese, nur zur Herzogin gewandt, mit ruhiger, unbewegter Stimme:

„Wenn ich um einen Verzug gebeten, so möchte ich Eurer Hoheit damit eine Gelegenheit geben, das Gewagte dieses Schrittes zu bedenken, da ich für solch ein Ehrenamt wohl kaum tauglich sein dürfte. Meine in mancher Hinsicht vom Herkömmlichen abweichenden Ansichten, meine, wie der Großvater mir genugsam vorgeworfen, ungefügige Sinnesart würden nur schlecht in die strengbegrenzten Formen des Hoflebens passen!"

„Nun, eine Tugend besitzen Sie auf jeden Fall, Gräfin, Sie sind sehr ehrlich und offenherzig, und in vielen Dingen ist das nicht zu unterschätzen," versetzte die Herzogin, über die offene Sprache des jungen Mädchens scheinbar mehr amüsiert als verletzt, indem sie ihre fast männergroße Figur noch mehr in die Höhe streckte.

Herzogin Amélie war eine stattliche Erscheinung. Ihre stets gemessene, würdevolle Haltung, das hoch aus dem Gesicht gekämmte graue Haar, die klugen, schwarzen Augen und das salbungsvolle Pathos ihrer

gewandten Sprache — sie war dafür bekannt, das Wort wie selten jemand in der Gewalt zu haben —, das alles wirkte imponierend auf jeden, der die Ehre hatte, ihr vorgestellt zu werden. Sitta nur war während ihres letzten Aufenthaltes bei Hofe das Wesen und Auftreten dieser Frau stets unnatürlich, ja sehr gekünstelt erschienen, es war ihr unsympathisch, abstoßend gewesen. Gemessen und ohne irgend welche Erregung zu zeigen, gab sie daher zurück:

„Ich habe die Wahrheit immer als Leitstern all meines Handelns und Denkens anerkannt!"

Nach diesen freimütigen Worten seiner Enkeltochter verrieten des alten Grafen Züge eine ängstliche Unruhe, fürchtete er doch, es könne dieses Gespräch schon eine bedrohliche Wendung angenommen haben.

„Eure Hoheit wissen ja, wie viel mir dieses ungefügige Mädchen bisher zu schaffen gemacht! Ich bitte, diese rücksichtslose Rede gnädigst zu entschuldigen," flüsterte er seiner Gönnerin, der Herzogin, zu.

Diese lachte nur spöttisch auf und entgegnete anscheinend in bester Laune:

„Nun wohl, Komteßchen! Auch in meinem Hause soll Ihnen nichts in den Weg gelegt werden, diese edle Tugend auszuüben. Nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß die Wahrheit, in Ihrem Sinne, oft arge Feinde und Widersacher heraufbeschwört.

Wollte in der großen Welt jeder das aussprechen, was er denkt, dann würde sicher noch mehr Haß und Erbitterung entstehen, als jeder Tag bereits genugsam bietet. Ich bitte, morgen Vormittag zu mir zu kommen, wir können dann den schönen Zukunftsplänen mit einander ein Stündchen Überlegung gönnen."

Mit herablassender Handbewegung gegen Sitta wandte die Herzogin sich von ihr einem Kreise schon sehnsüchtig ihrer harrender älterer Damen zu.

Im Gefolge der hohen Frau befand sich außer dem Kammerherrn, den zwei älteren Hofdamen, dem Geistlichen und dem Leibarzte in ihrer Begleitung noch ein jüngerer Mann von selten gewinnendem Äußern. Auch Sitta war dieser sofort aufgefallen, man hatte ihr denselben als Baron Kins v. Kinsberg, Legationssekretär bei der A . . . schen Gesandtschaft, vorgestellt, der ein naher Anverwandter und Protégé der Herzogin sei. Seine Mutter, eine jüngere Schwester der hohen Dame, hatte zum großen Verdruß ihrer Familie einen ganz armen bayerischen Offizier geheirathet. Nicht Rang und Titel, sondern Ritterlichkeit und Schönheit hatten ihm die Zuneigung der jungen Fürstentochter erworben und waren ausschlaggebend gewesen. Leider starben dem einzigen Kinde dieser Verbindung beide Eltern sehr früh; so fiel es der Barmherzigkeit seiner Tante, der Herzogin Amélie, anheim. In ihrer hohen Stellung

als Gemahlin des regierenden Fürsten war sie schon zu Lebzeiten ihres Gemahls stets bestrebt gewesen, sich in hervorragender Weise mildthätig zu zeigen und in jeder Beziehung als vortrefflich genannt zu werden. Mit ostentiöser Zärtlichkeit nahm sie sich auch des verwaisten kleinen Knaben an und stellte ihn in ihren mütterlichen Schutz.

So ließ sie Arnulf Kinsberg eine ausgezeichnete Erziehung zu teil werden; auf seinen später unternommenen Reisen eröffnete der Herzogin Einfluß ihm überall Thür und Thor. An allen von ihm besuchten Höfen begegnete man dem jungen Manne mit besonderem Wohlwollen, ja mit ausgezeichneter Ehrerbietung, und seiner hohen Pflegemutter hatte er die für ihn angebahnte glänzende Carrière vornehmlich zu danken. Daß diese jedoch den Nachkömmling einer streng katholischen süddeutschen Familie im eigenen Glauben erziehen ließ, ihm niemals, so lange er noch minderjährig war, eine Annäherung an die Verwandten seines verstorbenen Vaters gestattete, daß Arnulf Kinsberg mit der Zeit in ihrer Hand überhaupt nur ein völlig willenloses Werkzeug geworden, war kaum ihm selbst bekannt, noch weniger der nur nach äußerem Scheine urteilenden Welt.

„Du wirst einstmals der Erbe eines Dritteiles meines Vermögens sein, Arnulf," äußerte sich einst ihm gegenüber die Herzogin, welche eigene Kinder nie besessen, als sein Beruf ihn ihrem Gesichtskreise

mehr und mehr entrückte und schließlich in eine von der kleinen Residenz weit entfernte Hauptstadt führte. „Nun trachte auch in Zukunft mir zu Gefallen zu leben, Dich meinen Wünschen anzupassen und durch Deine Aufführung mir wie bisher zu beweisen, Du seiest meiner Zuneigung und Teilnahme auch würdig!“

Ob unter diesen goldenen Fesseln aber Baron Kinsberg sich wahrhaft glücklich fühlte und doch nicht lieber mit dem ersten besten, der nach freier Wahl sein Dasein gestalten durfte, getauscht hätte? Ob er nicht oftmals schwer darunter litt, sein Thun und Lassen stets scharf kontroliert zu wissen, auf Schritt und Tritt beobachtet zu sehen? Der Mund des auffallend verschlossenen und ernsten Mannes sprach sich darüber niemals aus. Als er vor kurzem bei der Herzogin, seiner Tante, auf Lindenstein, einem unweit der kleinen Residenz gelegenen reizenden herzoglichen Sommersitze zu Besuch gekommen war, hatte sie ihn auffallend freundlich und huldvoll empfangen. Er fühlte die versteckte Absicht solcher Zärtlichkeit und Milde stets heraus und täuschte sich auch über diese neue Güte nicht.

„Du mußt heiraten, Arnulf,“ lautete heute die ohne alle Umschweife erteilte Weisung.

„Aber, gnädigste Frau Tante, ich verspüre fürs erste noch gar keine Lust dazu!“ antwortete er auf diese diktatorisch ausgesprochene sonderbare Zumutung, lachend.

„Einerlei, l'appetit vient en mangeant! Ich weiß eine sehr passende Frau für Dich. Sie ist hübsch, klug und, was mir die Hauptsache erscheint, aus einer der besten Familien des Landes stammend. Zwar sind die Vermögensverhältnisse nicht sehr glänzend — da sie die Erbin des Tanneberg'schen Ziegelschlosses ist. Doch das thut nichts, ich würde genügend Mittel zur Verfügung stellen, um Euch ein behagliches Nest zu bereiten."

Sichtlich überrascht wollte der Baron seine Pflegemutter unterbrechen, allein in dem ihr eigentümlich befehlenden Tone schnitt sie jede weitere Erörterung über diesen Punkt mit den Worten ab:

„Du wirst mich demnächst zu meinem alten, ergebenen Freunde, dem Grafen Wilfried Tanneberg, begleiten. Sitta ist sein einziges Enkelkind, eine auf heimatlicher Flur aufgewachsene Gänseblume, ohne Formen, Anstand und Takt, so zu sagen: ein noch völlig roher Edelstein! Dir, dem Diplomaten und feinen Weltmanne, wird es schon gelingen, ihr den nötigen Schliff beizubringen!"

Sitta Tanneberg! Dieser Name war dem Baron während der Fahrt nach dem Ziegelschlosse unzählige Male durch den Sinn gegangen. Sitta Tanneberg! Durchaus nicht aus dem Munde der Herzogin hatte er zuerst von diesem Mädchen gehört. — Und als er jetzt der hochgewachsenen Gestalt mit dem gebietenden und doch auch wieder so müden Blick, dieser

tadellosen Figur, von mattblauem Atlas umflossen, deren stolzer, weißer Nacken das kostbare, altertümliche Brillantgeschmeide so selbstbewußt zu tragen wußte, gegenüberstand, da konnte er nicht umhin, jener Äußerung zu gedenken: „ein roher Edelstein, ohne Formen, Anstand, noch Takt!“ Wenn Benehmen und Auftreten dieses Mädchens jeglichen Mangel an Erziehung verraten sollte, was mochte man dann, im strengen Sinne des Wortes, wohl eigentlich darunter verstehen? Der gewandte Weltmann und Diplomat ertappte sich beim Nachgrübeln und Beantworten dieser Frage. Sensible Menschen wissen auf den ersten Blick ihre Freunde und Gegner zu erkennen. Als der große, schlank gewachsene Mann mit den leuchtenden, blauen Augen, dem der kurzgehaltene, blonde Spitzbart so gut zu seinem vornehm geschnittenen, blühenden Gesicht stand, sich tief und ehrerbietig vor Sitta verneigte, da wußte sie, deren Herz gegen jede Annäherung an all die Menschen sich mit Trotz und Härte gepanzert, bevor noch ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden, hier finde sie eine fühlende Seele.

„Es ist ein höchst seltsames, fast wunderbares Zusammentreffen, Gräfin, denn an Sie habe ich im letzten Winter gerade sehr oft mit Interesse und Teilnahme gedacht,“ sagte Baron Kinsberg, die ihm treuherzig gebotene Hand, wie man es meist nur bei alten Bekannten thut, herzlich drückend.

„Meiner gedacht? Wie ist das möglich! Hatten Sie meinen Namen wirklich schon einmal gehört, ehe sie hierherkamen, Baron?“ fragte Sitta mit holder Natürlichkeit, ohne jede Spur von Koketterie, so daß Kinsbergs Blicke bewundernd an den seltsam ansprechenden Zügen hafteten.

Mehrere Sekunden weidete er sich an ihrer Ungeduld, dann sagte er lächelnd:

„Ich bin mit einem Ihrer — nun, wie soll ich mich ausdrücken? — Ihrer Feinde vom Schieferschlosse letzten Winter in München viel zusammengewesen.“

„Manfred Tanneberg!“ stieß sie hastig hervor und helle Purpurglut überflutete Gesicht und Nacken. Diese seelische Erregung konnte dem Diplomaten nicht verborgen bleiben, ein Gefühl des Neides drängte sich beinahe in seinem Herzen auf.

„Ja gewiß, Gräfin, Manfred Tanneberg! So kurz unsere Bekanntschaft immerhin nur sein mag, Manfred ist mir ein lieber, werter Freund geworden. Ich schätze ihn hoch. Aus seinem Munde habe ich Ihren Namen und alles, was mit diesen beiden seltsamen Schlössern in Verbindung steht, zuerst vernommen.“

„Natürlich werden Sie ihn nun aufsuchen! Er ist augenblicklich zum Besuch bei seinem Vater,“ forschte Sitta mit Spannung in den Zügen weiter, indem sie halb verlegen an ihren langen Handschuhen nestelte.

„Diese Nachricht könnte sehr erfreulich für mich sein! Allein die Rücksicht auf meinen Gastfreund, Ihren Herrn Großvater, gebietet mir streng, von diesem Besuche Abstand zu nehmen!“ entgegnete Kinsberg im Tone des Bedauerns.

„Ach ja, daran dachte ich im Moment nicht,“ entschuldigte sich Sitta mit flüchtigem Erröten. „Aber gestehen Sie mir einmal ehrlich ein, Baron, ob Sie selbst, da Sie in der aufgeklärt denkenden, großen Welt leben, jenen thörichten Familienhaß der Tannebergs nicht abgeschmackt und lächerlich finden?“

„Es giebt Dinge, die im alten Gleise und Schlendrian der Jahre fortbestehen, bis einmal ein heller Kopf den Mut findet, mit einem Schlage Änderungen vorzunehmen, welche gleich elementaren Gewalten Berge versetzen!“ gab Kinsberg in diplomatischer Ruhe zurück. „Ich bilde mir ein, auch für diese Schlösser wird solch eine neue Ära einbrechen! Sie sah ihn überrascht und fragend an; doch unbeirrt setzte er in gewandtestem Konversationstone hinzu: „Vorläufig muß auch ich mich den hergebrachten Bedingungen fügen und somit auf ein Wiedersehen mit Manfred verzichten — das heißt: wenn wir uns nicht durch Zufall irgendwo im Freien begegnen. Sie wissen ja, Gräfin, ein fatales Etwas lebt stets fort und spielt eine Rolle; das sind die Rücksichten! Ich für meine Person habe davon leider mehr als genug zu nehmen, sie sind

mir oft, in tausend Lebenslagen, ein hemmendes Fußeisen gewesen."

„Ich hasse Rücksichten!" entgegnete Sitta leise, aber energisch.

Er lachte kurz auf und sagte:

„Man verriet mir bereits, Gräfin, die Herzogin habe die Absicht, Sie in den Hofdienst zu nehmen, wenn das wirklich der Fall sein sollte, so will ich hoffen, daß Sie nicht gar zu oft in die Lage kommen möchten, sich solchen unterzuordnen!"

„O, ich würde mich bei Hofe furchtbar unglücklich fühlen," sagte Sitta in rücksichtsloser Offenheit. Wer nur Ihre Hoheit auf die unselige Idee, mich, das hausbackene, ungalante Landmädchen in diese Kreise zu ziehen, gebracht haben mag?"

Ein seltsames, mehr überlegenes, als schmerzliches Lächeln umspielte Baron Kinsbergs Mund.

Andere Herren der Gesellschaft traten heran, um die Tochter des Hauses zu begrüßen, so wurde er der Antwort auf ihre etwas peinliche Frage enthoben.

„Die Sache bahnt sich ja vortrefflich an; der unübertroffene Scharfblick von Eurer Hoheit hat auch hierin wieder einmal das richtige entdeckt!" flüsterte der Konsistorialrat seiner Gebieterin leise zu, als beide das lebhafte Gespräch und das für eine erste Begegnung beinahe vertrauliche Entgegenkommen zwischen den beiden jungen Leuten beobachtet hatten.

„Ich gebe mich durchaus noch keinen Hoffnungen hin! So viel ich wahrgenommen, ist die Kleine klug, wie eine Schlange, die sich zu winden und drehen weiß. Um diesen trotzigen Sinn gefügig zu machen, gehört wohl noch mehr dazu, als der Köder süßer Worte eines schönen Mannes!“ erwiderte die Herzogin mit kaltem Lächeln.

Unverkennbar war Herzogin Amélie mit ihrem Besuche im Ziegelschlosse äußerst zufrieden gestellt. Sie hatte es sich bei weitem nicht so stattlich und freundlich gedacht; mit raschem Überblick ersah sie in Sitta keine üble Partie für ihren Neffen. Wünschte sie doch vor allem, Arnulfs Namen, dessen alter Adel schon öfters in Frage gestellt worden war, durch die Verbindung mit einer so hochgestellten Familie des Landes eine bessere Folie zu verleihen. Und der uralte Besitz, der mit dem nötigen Kapital zu einem wahren Bijou sich herstellen ließ, war durchaus nicht zu unterschätzen. Herzogin Amélie verstand sehr wohl zu rechnen und war eine gewiegte Geschäftsfrau. Über die im Schlosse enthaltenen Kunstschätze und Wertgegenstände hatte die Dame sich auch bereits genügend informiert; oftmals schweiften ihre lüsternen Blicke nach dem, eine zierliche Rokoko-Etagère schmückenden, reizenden, echt goldenen Mokka-Service hinüber, welches, aus der Zeit des prachtliebenden Königs Friedrich stammend, allein schon ein wahres Kabinetstück repräsentierte.

Die Silberkammer ihres Neffen, des regierenden Herzogs, konnte ein ähnliches Wertobjekt kaum aufweisen. Ebenso war ihr das kostbare Geschmeide aus Diamanten und Saphiren, in seltsamer alter Fassung, welche Sittas weißen Nacken heute schmückte, sofort aufgefallen. Das war sicherlich noch ein Erbstück aus der Urahne Theophila Zeit! Somit besaß also Graf Tanneberg in Bezug auf Familienkleinodien wenigstens eine anerkennenswerte Pietät, mochten, wie die böse Welt behauptete, seine Vermögensverhältnisse auch nicht mehr so glänzend wie ehemals sein. Auf jeden Fall hielt sie es für zweckmäßig, das junge Mädchen vorläufig an sich zu attachieren. Der Entschluß, Sitta nach Lindenstein zu nehmen, stand nun völlig fest in ihr.

Im sogenannten und nur zu besonderen Gelegenheiten benutzten Banketsaale, der bei flimmerndem Kerzenschimmer mit seinen blauen und silbernen Feldern — den Wappenfarben der Tannebergs — und der reichen Spiegeltäfelung wahrhaft feenhaft sich ausnahm, war die Tafel aufgehoben worden, die Gäste hatten sich in die verschiedenen Gemächer zur zwanglosen Unterhaltung verteilt, als Sitta, am Arme Baron Kinsbergs, die breite Treppe hinab zur Vogelgallerie schritt. Arnulf hatte sie zu Tische geführt und vortrefflich unterhalten; des jungen Mädchens Gesellschaft regte sicherlich an. Unverwandt ruhte sein Auge auf der neben ihm

herschreitenden schönen Gestalt. Da bei Tafel von der frappierenden Ähnlichkeit der Gräfin mit der Stammmutter des Geschlechts die Rede gewesen, so hatte Kinsberg die Bitte geäußert, das Porträt derselben betrachten zu dürfen. Das sollte jetzt geschehen und Sitta führte ihren Gast dorthin. Der strahlende Lichterglanz des Salons des Schlosses warf an diesem Abend einen beinahe magischen Schein über den totenstillen, sommernächtlichen Park.

Lange und gedankenvoll betrachtete der junge Diplomat das merkwürdige Frauenporträt, dessen Augen, vielleicht durch die Beleuchtung veranlaßt, im Moment einen fast unheimlich lebendigen Ausdruck verrieten.

Sitta war etwas zurückgetreten und hatte sich auf die niedrige Brüstung eines der nach dem Garten führenden offenen Fenster gesetzt. Angenehm erfrischend kühlte ihr die Nachtluft die heißen Wangen.

„Eine große Ähnlichkeit ist jedenfalls vorhanden und doch möchte ich auch wieder behaupten, daß aus dem Antlitze der Urahne ein ganz anderer Zug spricht. Zum Beispiel haben Sie, Gräfin, jene tiefe Falte über der Nasenwurzel durchaus nicht. Sie giebt dem Bilde etwas Düsteres — Hartes. Wollen Sie gütigst einmal nähertreten und sich davon überzeugen," sagte, ohne seinen Platz zu verändern, der Baron.

„Ja, ja, ich kenne das Porträt zur Genüge und bin keineswegs eitel auf diese Ähnlichkeit!“ rief Sitta lachend, allein seltsam hastig und zerstreut, indem sie sich noch etwas weiter zum Fenster hinausbog.

„Das Einzige, was wunderbar übereinstimmt, ist der willige Anwuchs wie die Farbe des Haares und das ein wenig vorgebaute, starke Willenskraft andeutende Kinn. Ich meine, solche noch nach Jahrhunderten wiederkehrende Familienähnlichkeiten müßten einen Anthropologen und Phrenologen zu eingehendem Studium anfeuern und begeistern. Sie, Gräfin, scheinen sich dagegen nicht sonderlich dafür zu interessieren, wie?“

„Absolut nicht,“ gab sie, scheinbar über seinen Eifer amüsiert, zurück.

Während der Baron in seine Betrachtungen versunken war, lenkte sich Sittas Aufmerksamkeit plötzlich auf ein Gespräch im Garten, das dicht unter den Fenstern der Vogelgallerie geführt wurde. Die gedämpften, doch deutlichen Laute des breiten thüringischen Jargons schlugen von unten herauf an ihr Ohr. Soviel Sitta zu erkennen vermochte, war es der Gärtner, welcher mit einem der Hausmädchen sich unterhielt.

„Als der Wagen über die Brücke rollte, glaubte ich, es sei noch irgend ein verspäteter Gast, der zu uns wollte, aber er bog nach rechts ein. Dann

hörte ich bald, es sei der Doktor gewesen, den Pater Peregrin selbst aus der Stadt geholt hatte!"

„Ach gar! So ist wohl der alte Herr Baron plötzlich erkrankt?"

„Keine Spur. Nur den fremdländischen jungen Herrn haben unsere Holzleute halbtod und völlig bewußtlos im Walde aufgefunden und nach dem Schieferschloß getragen, er soll . . ."

„Aber, Gräfin, wie unvorsichtig, in dieser luftigen Toilette am offenen Fenster!" sagte jetzt nähertretend der Baron. „Sogar bis ins Zimmer hinein macht die Zugluft sich fühlbar!"

Die Angeredete fuhr jäh zusammen und drehte sich jetzt rasch nach ihrem Begleiter um. Ein leichenhaft erblaßtes Antlitz begegnete dem seinen. Erschreckt rief er aus:

„Mein Gott, Gräfin, was ist Ihnen? Sie sind nicht wohl, Sie zittern! Und das bemerke ich erst jetzt. Die Hitze im Speisesaal war auch zu groß. Erlauben Sie, daß ich Ihnen schnell ein Glas Wein bringe? Sie müssen . . ."

„Nein, bitte, nein, Baron, es geht schon vorüber. Sie haben recht, der Zug hier am Fenster — der Abstand — war zu groß!" stammelte sie, sich mühsam fassend.

„Hier, Gräfin, auf diesem Divan ruhen Sie einige Minuten," bat Kinsberg äußerst besorgt, während er sie vom Fenster wegführte.

Heftig schüttelte sie den Kopf.

„Es ist schon besser — wirklich! Ich laufe lieber in mein Zimmer und lege mich eine kleine Weile nieder, dann geht es rascher vorüber — ich weiß es. Aber inständig bitte ich Sie, Baron, über diesen kleinen Schwächeanfall zu — schweigen. Der Großvater — die Herzogin . . . . .," sie stockte und schaute mit flehenden Blicken zu ihm empor.

„Mein Wort darauf, ich schweige! Ich möchte Ihnen nur so gern nützlich . . ."

Das weitere vernahm Sitta nicht mehr. Bereits schleifte die lange Schleppe ihres schimmernden Kleides über das Parkett, und wie auf Windesflügeln war sie hinaus.

Achtes Kapitel.

„Und Du willst unwiderruflich morgen nach München zurückkehren, Manfred? Das hast Du Dir schlecht eingerichtet. Ich meine, jetzt, wo unser kleiner Liebling Fernando sicherlich einige Wochen ans Bett gefesselt ist und ich seine anregende Gesellschaft und sein fröhliches Lachen entbehren soll, könntest Du wirklich noch ein paar Tage zugeben. Nach Deiner Abreise wird es hier gar still und einsam werden," sagte Baron Thilo noch am Abend, als Fernando sich schwer verletzt hatte, zum Sohne, der ihm kurz vor dem Zubettegehen seinen Entschluß mitgeteilt und „Gute Nacht" gewünscht hatte.

„Ich muß heim! Dieses „Auf der Bärenhaut liegen" erschlafft die Nerven und lähmt die Thatkraft. Bitte, lieber Vater, mache mich in meinen Entschlüssen nicht wieder wankend. Weißt Du doch ohnedem, wie hart es mir immer ankommt, unser altes, trautes Haus zu verlassen!" lautete die mit auffallender Hast gegebene Antwort.

„So! Es fällt Dir schwer — hm! Na, dann will ich nichts weiter sagen,“ brummte der Baron in den Bart.

Den Blick zur Erde gerichtet, äußerte Manfred ablenkend:

„Es muß mit der Künstlernatur im Zusammenhange stehen, daß mich oft ein innerer Drang anfeuert, nach genossener Ruhe wieder einmal etwas Großes zu schaffen. Besinnest Du Dich noch, Vater, damals, ehe ich das Bild von der Brüsseler Ausstellung malte, verhielt es sich genau so mit mir. Und mein Eifer hat sich doch wahrlich belohnt! Nebenbei hast Du ja nun den guten Bruder hier, der, wie Du mir oft versichert, jetzt Deine rechte Hand geworden ist. Auch bleibt Onkel Hans wohl noch einige Tage?“

Ungeduldig abwehrend, schüttelte der alte Herr den Kopf und zog den Sohn etwas näher zu sich heran, wobei er leise, aber eindringlich sagte:

„Manfred, schaue mir 'mal in die Augen!“

Der Angeredete that, wie ihm geheißen, war jedoch außer Stande, das aufwallende Erröten zu unterdrücken.

„Hast Du mir nichts zu sagen und anzuvertrauen vor der Abreise, Manfred? Ich habe während der verflossenen Tage stündlich erwartet, Du würdest mir eine — Mitteilung machen — weil — nun, weil ich einiges Vertrauen bei Dir voraussetzte,

und . . . .," der Baron zögerte, fuhr aber gleich darauf in liebevollem Tone fort: „Na — Du mußt nicht denken, alte Leute seien blind, mein Junge. Dein stetes Dorthinüberschauen" — er deutete nach dem Ziegelschloß —, „Deine Gänge in den Wald, vorzüglich nach den Grenzen des Nachbarforstes, sind mir nicht verborgen geblieben. Daher sage ich Dir in wohlgemeinter Absicht: mit dem Feuer spielen ist gefährlich! Und ebenso aufrichtig spreche ich Dir meine Betrübnis über jene Entdeckung aus, ich mache mir nur Deinetwillen Sorge darüber, Manfred!"

Gleichsam schuldbewußt stand der junge Mann mehrere Sekunden regungslos vor dem Sprecher, dann richtete er sich empor und stieß mit auffallender Heftigkeit heraus:

„Nein, Vater, nein, ich habe Dir nichts zu sagen — schon daraus magst Du ersehen, in dem Sinne wie Du es meinst, wird mir der Abschied von hier absolut nicht schwer! Du weißt wohl, ich bin Realist und durchaus anders veranlagt, als Friedrich es in meinem Alter mit seinen zur Romantik hinneigenden Anschauungen gewesen ist!"

„So — hm —! Nun, dann ist es ja gut — nein, hundert Mal besser als ich dachte! Verzeihe mir diese kleine Indiskretion, mein lieber Junge, doch sie war gut gemeint, und Irrungen sind menschlich!" versetzte sichtlich bewegt und auffallend warm

der Baron. „Was mich zuerst auf jene Idee gebracht hat, war Dein offen gezeigtes Mißtrauen gegen Fernando, dessen harmlosem Verkehr mit Gräfin Sitta Du stets in fast eifersüchtiger Weise nachspürtest," setzte er anscheinend unbefangen hinzu.

Manfred war dunkelrot geworden und rief erregt und heftig:

„Ihr seid wahrhaftig blind für den Jungen eingenommen und heißt alle seine lockeren Streiche gut!"

„Ja, weiß Gott, er ist ein Erz-Schelm — man muß ihn lieb haben!" gab Baron Thilo schmunzelnd zurück, dann reichten sie sich mit herzlichem „gute Nacht" die Hände und trennten sich.

In seinem noch völlig dunklen Zimmer angelangt, atmete Manfred leichter auf und warf sich in den nächsten Sessel. Sein Geist befand sich in wahrhaft fieberhafter Erregung und das Alleinsein dünkte ihn eine Wohlthat. An Schlaf dachte er nicht und ebenso wenig daran, Licht zu machen. In dumpfer Apathie starrte er vor sich hin, während alles heute Erlebte in bunten Bildern an seiner Phantasie vorüberzog. Also auch der Vater hatte bemerkt, wie ihn eine magische Zaubermacht immer und immer wieder nach dem feindlichen Gebiete förmlich hinübergezogen! Daraus Schlüsse zu ziehen, war natürlich nicht allzuschwer, und nach allem, was Baron Thilo in dieser Beziehung schon erlebt, war es auch seine Pflicht, dem Sohne die Unmöglichkeit einer An-

näherung an „drüben" klarzulegen. Um so besser und beruhigender erschien es ihm daher, daß er jede weitere Erörterung abgeschnitten mit den Worten: er habe dem Vater absolut nichts anzuvertrauen. Nein, damit hatte er wirklich keine Unwahrheit gesagt. Jener thörichte Traum, er war ja ausgeträumt — der heutige Nachmittag hatte ihm den Verlust seiner grenzenlos geliebten Sitta nur zu deutlich bewiesen. Den durch seine fremdartige Schönheit und sein gewinnendes Wesen so anziehenden Jüngling Fernando liebte sie — das war sonnenklar! Allein, ob diese jäh aufgeloderten Gefühle sich als wahre Neigung oder nur als kindische Tändelei erweisen würden, wollte er nicht untersuchen und abwarten, das schien ihm verächtlich.

Fürs erste war der heißblütige, junge Ausländer festgebannt ans Krankenbett; hierdurch mochte denn sein allzu feuriges Temperament ein wenig abgekühlt worden sein. Und Sitta? Warum nur mußte er gerade jetzt, im Moment des Scheidens, ihrer bestrickenden Natürlichkeit, ihres jeder Gefallsucht baren Wesens gedenken? Verriet nicht jedes ihrer Worte einen edlen, kindlich reinen Sinn? Mußte der Ruf eines solchen Mädchens nicht über alle Zweifel erhaben sein? Und ihre Blicke! Allgütiger Gott, wenn er sich diese vergegenwärtigte, durchrieselte ein süßer Schauer seine Adern. — Wie klar, offen, wie beseligend hatte Sitta ihn angeschaut, als sie damals

während des Orkans mit ihm zusammengetroffen war! Und dennoch — —

Manfred sprang wilderregt empor und rannte an das geöffnete Fenster. Eine Weile blickte er in die Sternennacht hinaus. Deutlich gewahrte er, wie der Lichterglanz des Nachbarschlosses einen hellen Schein über die Baumkronen des Parkes warf. Sein Herz füllte sich mit Bitterkeit. Im Geiste sah er Sitta, die Erbin des Ziegelschlosses, von Verehrern und Schmeichlern umgeben, durch die Säle rauschen.

Die elfte Stunde mußte längst vorüber sein, im Hause war alles still geworden. Nur der pflichttreue Friedrich saß gewiß noch am Lager seines Schützlings! Ob dieser wohl um Fernandos Neigung wußte? Ob — — —?

Manfred verfolgte diesen Gedankengang nicht weiter, weil ein eigentümliches Geräusch, wie von leisen Tritten auf dem Korridor, ihn stutzen machte. Da er in seiner vorherigen Erregung die Thür einzuklinken vergessen hatte, so klangen jene seltsamen, einem Tappen oder Schleichen ähnlichen Töne ganz deutlich zu ihm herein. Kam jemand zu ihm? Oder war es vielleicht der Pater, welcher noch einmal nach dem Kranken sehen wollte? Er horchte gespannt. Eine Weile blieb wieder alles totenstill. Doch jetzt hörte er, wie jenes Geräusch über den gedielten Fußboden des Flurs an seiner Thür vorbei nach

der Richtung von Fernandos Zimmer sich fortbewegte. Wunderbar! Mehr unwillig über diese Störung als neugierig, trat er näher und spähte durch den Spalt. In demselben Moment prallte er aber wahrhaft entsetzt zurück.

Eine in einen weißen Mantel gehüllte hohe Frauengestalt stand, kaum zehn Schritte von ihm entfernt, dort drüben an Fernandos Stubenthür. In der matten, aber zureichenden Beleuchtung des Korridors erkannte er, wie in malerischem Faltenwurf die Schleppe eines zartblauen Atlaskleides, welche der weite Mantel nicht zu verdecken vermochte, hinter ihr auf dem Boden schleifte und jenes seltsame Geräusch verursachte. Wie traumumfangen griff Manfred nach der Stirn. Waren das Sinnestäuschungen — Hallucinationen, die ihm das Mädchen, mit dem all seine Gedanken sich eben beschäftigt hatten, vor die Augen zauberte? Sitta hier im Schieferschloß zu nachtschlafender Zeit! Allmächtiger Gott, das war unfaßbar. Allein schon drang leises Klopfen deutlich an sein Ohr und bald darauf sah er Friedrich die Thür öffnen. Aber auch dieser fuhr erschreckt zurück mit dem Rufe:

„Gräfin Sitta, um des Himmels willen, was — was thun Sie? Sie trotzen der Feindschaft unserer Häuser — und kommen selbst?“

Ohne indes darauf zu antworten, stürmte das junge Mädchen an Friedrich vorbei ins Zimmer

hinein, und Manfred vernahm die unter Schluchzen hervorgebrachten Worte:

„Mein Herzensliebling! — verzeihe — verzeihe, aber ich mußte zu Dir kommen. Keine Macht der Erde vermochte mich zurückzuhalten, weil die Angst um Dich mich getötet hätte! Gott sei Dank — ich sehe, Du lächelst — Du erkennst mich!"

Dann — ehe die Thür sich vor dem wie in lähmender Erstarrung auf seinem Lauscherposten Verharrenden schloß, sah dieser Sitta die Gestalt des Kranken ungestüm umfangen und an seinem Lager niederknieen. Was brauchte er noch mehr zu wissen? Von Erbitterung und tiefem Wehe überwältigt, in einem Zustande dumpfer Betäubung eilte er nach seinem Fensterplatze zurück und vergrub das Gesicht in den Händen. — —

„Wenn das, was Sie mir soeben mitteilen, nicht Thorheit, Einbildung, Blödsinn wäre, so möchte ich fast versucht werden, an Ihrer mir bisher bewiesenen Anhänglichkeit und Treue zu zweifeln, Dorothee," sagte im Tone maßloser Heftigkeit und Erregung Graf Tanneberg. Im vollen Gesellschaftsanzuge, so wie die Haushälterin ihn aus dem Kreise seiner Gäste hatte rufen lassen, rannte er wild und fassungslos durch das Gemach. Ganz im Gegenteil zu ihm, mit blassem, kalt lächelndem Gesicht stand Frau Dorothee regungslos noch immer an derselben Stelle.

„Dann muß ich diese Kränkung hinnehmen, Herr Graf,“ entgegnete sie mit der ihr eigenen kühl herablassenden Würde, jedoch mit einem leisen Anflug verletzten Stolzes. „Meine Pflicht gebot mir nur, Ihnen das Vorgefallene unverzüglich mitzuteilen, weil ich Ihre Ansichten kenne und um keinen Preis — selbst auf die Gefahr Ihrer Ungnade hin — die Ehre dieses Hauses noch einmal aufs Spiel gesetzt sehen möchte. Damals kam die Entdeckung leider zu spät!“

„Still, um Gottes willen, still, Dorothee!“ flehte fast weinerlich der alte Mann.

Die hohe, schmächtige Gestalt im Frack, mit dem breiten Bande des Johanniter-Ordens um den Hals und der durch zahlreiche Sterne gezierten Brust, welche vor wenig Stunden der Herzogin so selbstbewußt und stolz entgegengetreten war, diese nämliche Gestalt geriet jetzt ins Wanken, so daß die Haushälterin sie schnell umfaßte und auf den nächsten Sessel niederzog.

Mehrere Minuten vergingen unter peinlichem Schweigen.

„Berichten Sie mir das Geschehene noch einmal, Dorothee. Mein Geist ist so benommen, daß ich von allem nur die Hälfte verstanden habe,“ gebot seltsam heftig der Graf.

Die Angeredete trat ihm ganz nahe und begann in flüsterndem Tone:

„Bald nach Aufhebung der Tafel hatte ich, ein wenig abgespannt und durch die mannigfachen Anstrengungen des Tages ermüdet, mich im unteren Flur, dicht vor der Vogelgallerie, in einem versteckten Winkel niedergesetzt, als ich, wie auf Sturmesflügeln — Sie kennen ja diesen wilden Schritt zur Genüge — von dem Scheusal Argo gefolgt und einen brennenden Wachsstock in der Hand, Komtesse Sitta die Treppe herabkommen sehe. Ohne die geringste Notiz von mir zu nehmen, läuft sie gerade auf das Porträt der Baronin Theophila zu. Was mich natürlich höchlichst befremdete, war, daß die Komtesse wie zum Ausgehen gekleidet war und Kopf und Gestalt sorgsam umhüllt hatte. Um besser beobachten zu können, schlich ich dicht bis zur Thür der Vogelgallerie. Was geschah nun da? Sie drückte mit sicherer Hand den am Fußende des Bildes verborgenen kleinen Knopf — Herr Graf wissen doch um diesen Mechanismus? Das Bild dreht sich leicht und geräuschlos in den Angeln, — dann öffnet sich an der rechten Seite ein gähnender Spalt. Der Atem stockt mir — denn jetzt konnte die Absicht der Komtesse mir nicht länger verborgen bleiben. Alle jene betrübenden Erinnerungen aus der Vergangenheit tauchten erschreckend klar vor meiner Seele auf . . .! Aber ehe ich noch so recht zur Überlegung gelangte, waren Dame und Hund in der Mauer verschwunden. Wie durch Geisterhand erschien auch das Bild wieder an der alten Stelle!“

Graf Tanneberg stieß einen stöhnenden Laut aus und fragte keuchend:

„Wer — wer verriet Sitta jenen geheimnisvollen Weg?“

„Die von „drüben“ jedenfalls. Der junge Portugiese scheint schlau und durchtrieben genug zu sein, sich Mittel und Wege zu heimlichen Zusammenkünften zu verschaffen. Längst habe ich mich gewundert, daß Sie, Herr Graf, diesen unpassenden Umgang gestatteten. Ich habe Sie zur Genüge gewarnt, allein Komtesse Sitta setzt ja stets ihren Willen durch,“ entgegnete Frau Dorothee, in Anbetracht ihrer untergeordneten Stellung merkwürdig ungeniert und rücksichtslos.

Dunkle Zornesröte über der Stirn, war der alte Herr jetzt wild in die Höhe gefahren und ballte die Hand zur Faust.

„Ja, ja, ich bin ein schwacher Thor und mußte Ihnen folgen, Dorothee. Verflucht sei jene Brut!“ zischte er. „Mein Kind haben sie mir verführt und getötet, und nun soll auch noch das letzte, worauf ich für die Zukunft Hoffnungen gebaut, durch diese unreinen Hände mir entrissen werden!“ In wilder Aufregung faßte er die Frau am Arm. „Dorothee, jetzt — jetzt auf der Stelle gehe ich hinüber, um das ungeratene Kind zu holen!“

„Herr Graf!“ Betroffen prallte die Haushälterin zurück und setzte eindringlich ermahnend hinzu:

„Nur kein Aufsehen, wo das Schloß voller Gäste ist; durch solchen Schritt würden Sie nicht viel erreichen. Das bethörte Mädchen zur Rede stellen, dazu ist es noch morgen Zeit. Man würde Sie drüben bei den Herrschaften vermissen. Bedenken Sie den Eklat!"

„Nein, nein, was geschehen muß, soll sofort geschehen! Ich will das böse, ungehorsame Kind in flagranti ertappen! Für die nächste Stunde bedarf man oben meiner nicht, denn die Herzogin sitzt beim Whist. Im übrigen ließe sich auch leicht eine Ausrede finden!" So beharrte der alte Mann eigensinnig auf seinem Willen. Darauf lief er mit der früheren Elastizität der Glieder nach seinem Schreibtische hin und durchstöberte mehrere Schübe.

Die dunkelglühenden Augen der Haushälterin verfolgten jede seiner Bewegungen.

„Dorothee, ich verlange einen Liebesdienst von Ihnen," begann endlich wieder in halb bittendem Tone der Graf.

„Ist es nötig, mich erst auf das aufmerksam zu machen, was die Pflicht — oder richtiger: meine Dankbarkeit — mir gebietet?" fragte die Haushälterin, indem ihre Stimme einen wärmeren Ton annahm.

„Sie sind eine treue Seele, Dorothee, das weiß ich wohl. Aber eben darum kann ich Ihrer jetzt — auf diesem schweren Gange — unmöglich ent-

behren. Wollen Sie mich dort hinüber begleiten und mir nötigenfalls beistehen?"

„Ich verlasse Sie nicht, Herr Graf," klang es fest zurück.

„Gut. Sehen Sie hier, Dorothee," bei diesen Worten zeigte er ihr ein Pistol. „Mit der Waffe in der Hand will ich jenem alten Schwachkopfe, der sich fälschlich Baron Tanneberg nennt, gegenübertreten und endlich meine Rechenschaft fordern für allen Schaden, den er mir zugefügt hat!"

Der Haushälterin kaltes Antlitz ward nun doch um einige Schattierungen bleicher, allein in unerschüttertem Gleichmute entgegnete sie:

„Sollte ein derartiges Eindringen in das feindliche Gebiet nicht schlimme Folgen nach sich ziehen?"

„Der Teufel hole die Folgen! Ich trotze allem!" knirschte wütend der Graf.

„Wissen Sie auch, wohin die Treppe hinter dem Bilde der Vogelgallerie führen mag?" warf Frau Dorothee noch einmal zur Vorsicht mahnend ein.

Der alte Herr seufzte.

„Nein, mit Bestimmtheit nicht. Durch jenes tragische Ereignis vor Jahren ist mir erst zur Kenntnis gekommen, daß eine Verbindung zwischen den Schlössern überhaupt besteht."

„Dann muß man „drüben" jedenfalls besser orientiert sein, und Ihre Feinde haben eine gefährliche Handhabe gegen Sie, Herr Graf," sagte die Frau spöttisch.

„Gut, so gehen wir und untersuchen diese geheimnisvolle Spur. Ich brenne förmlich darauf, das ungeratene Mädchen zu überführen," rief schwer und tief atmend der alte Mann, indem er in ungeduldiger Hast nach der Thür lief. Indes hatte Frau Dorothee schweigend eine Kerze ergriffen und schob vorsichtshalber auch noch ein Zündholzkästchen in die Tasche. Darauf eilte sie mit fast noch jugendlicher Beweglichkeit in das Vorzimmer hinaus, von wo sie mit des Grafen Überrock und Hauskäppchen zurückkehrte. Anfänglich lachte dieser sarkastisch auf, dabei strich er aber in fast zärtlicher Vertraulichkeit über der Haushälterin Schulter.

„Haha! Die Kühle der unterirdischen Reise könnte meiner zarten Konstitution wohl schaden? Doch es rührt mich, wie gut und besorgt Sie immer um mich sind. Ich danke Ihnen, Dorotheechen!"

Indem ein feines Lächeln ihren Mund umspielte, half sie ihm den Paletot anlegen.

„Nun aber vorwärts, damit wir nicht noch überrascht werden," meinte er voll Ungeduld.

„Es hat jetzt keine Not. Nach gethaner Arbeit thut die Dienerschaft sich gütlich beim Nachtessen im Souterrain und sämtliche Gäste sind in unmittelbarer Nähe der Frau Herzogin," gab die Haushälterin ruhig zurück.

„Prächtig, der Moment ist also günstig! Gehen Sie voran, Dorothee."

Nach wenigen Minuten standen beide vor dem verhängnisvollen Bilde, und schien der Schloßteil, wo die Vogelgallerie sich befand, in der That wie ausgestorben.

Auch waren die vorher so hellbrennenden Lampen jetzt tief herabgeschraubt, so daß nur ein dämmeriges Halbdunkel den großen Raum erfüllte. Nichts regte sich ringsum. Der Haushälterin Gewandtheit gelang es auch schnell, den am Porträt Theophilas befindlichen Mechanismus in Thätigkeit zu setzen. Rascher als der Graf vermutet, befand man sich hinter der Rückwand des großen Bildes, in einem von schwerer, dumpfer Luft angefüllten Gelaß.

Jetzt zündete Frau Dorothee die Kerze an und hielt dieselbe hoch empor. Zu ihrer Verwunderung entdeckte sie, daß das Porträt sich von hier aus, vermittelst einer winzigen Thürklinke, bequem und mühelos zur Seite schieben ließ.

„Aha, vortrefflich. Genau wie in einem Ritter- und Räuberroman. Dort ist auch die Treppe, welche höchst wahrscheinlich nach jenem ominösen Gange führt," spöttelte scheinbar unbefangen Graf Tanneberg. Allein trotz der mangelhaften Beleuchtung gewahrte die Haushälterin, daß die Muskeln seines hageren Gesichts beinahe schmerzlich zuckten.

Gedachte er in diesem Augenblick vielleicht, wie einstmals sein eigenes, leichtfertiges Töchterlein Tag für Tag hier durchgeschlüpft war und mit ihren

berühmt kleinen Füßchen, welche bisher nur an das glatte Hofparkett gewöhnt gewesen, hier so sicher den verbotenen Weg betreten hatte?

„Die Treppe erscheint mir fest und standhaft und ich werde voran leuchten,“ war alles, was Frau Dorothee in ihrer trockenen Weise äußerte, nachdem sie prüfenden Blickes das Terrain rekognosciert hatte. Dann, indem sie abwärts stiegen, zählte sie laut: „Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben! Halt, Herr Graf, nun kommt ein Absatz — oder wir sind schon unten angelangt.“

Beide standen still, wobei der alte Herr merkbar erschöpft die Worte ausstieß:

„Puh, welch scheußliche Atmosphäre, gleich Moderluft legt es sich einem auf die Lunge. Wie tief wird das wohl noch hinuntergehen, Dorothee?“

„Ich glaube, es ist ein Kellerraum des Schieferschlosses, in den wir steigen. Mir liegt die Frage weit näher, auf welche Weise wir an der anderen Seite wieder hinauf kommen werden. Zweifellos muß doch wohl eine Treppe zum feindlichen Gebiete führen,“ entgegnete diese, wobei sie nun des alten Herrn Hand ergriff und ihn so hinter sich her zog.

„Ja, wir sind unten, ich fühle sandigen Boden unter meinen Füßen,“ sagte sie nach einer Weile, und hob das Licht hoch empor, so daß es einen hellen Schein ringsum verbreitete.

„A la bonne heure! Der Weinkeller!“ pustete atemlos der Graf. „Am Ende käme ich noch in den falschen Verdacht, am edlen Rebensafte des Herrn Nachbars mich vergriffen zu haben. Allons, weiter, Dorothee, hier drinnen möchte ich nicht gern überrumpelt werden. Suchen Sie doch schnell den Ausgang.“

Wieder leuchtete die Angeredete rundum und sagte kurz: „Ah, dort ist eine offene Thür; sehen Sie dieselbe, Herr Graf? Aber wie unvorsichtig, solch immense Weinvorräte unverschlossen liegen zu lassen. Das sollte der Herr Baron vom Schieferschlosse wissen!“ spöttelte die Haushälterin, indem sie mit Kennerblick die reichhaltigen Regale musterte. Doch plötzlich stutzte sie, weil von der Treppe her ein leises Knistern sich vernehmen ließ.

„Hören Sie nicht Tritte hinter uns, Herr Graf?“

„Nein, keinen Laut. Was haben Sie denn, Dorothee. Sie, die leibhaftige Unerschrockenheit, werden doch nicht etwa Furcht zeigen? Das wäre mir wahrlich neu!“

Sie lachte höhnisch auf mit den Worten:

„Es mögen wohl Ratten gewesen sein. Ganz deutlich vernahm ich ein Geräusch. Nun, einerlei, so gehen wir weiter. Meiner Ansicht nach sind wir nicht mehr weit vom Ziel. Wenn Sie Ihre Enkeltochter noch im Bau des Fuchses überraschen wollen, müssen wir uns sputen.“

Damit verließen sie den Keller und betraten einen schmalen, gedielten Gang, von dem auch wirklich eine Treppe nach dem Souterrain des Schieferschlosses emporführte.

„Ja, ja, in des Fuchses Bau! Warte, Du naseweises, trotzköpfiges Ding. An den Ohren will ich Dich jetzt diesen Weg zurückziehen und Dir einmal klar machen, was dem Rufe und der Ehre einer Gräfin Tanneberg gebührt!" knirschte voll innerer Wut der alte Mann, während er seine zornfunkelnden Augen weit öffnete. Allein in demselben Moment stieß er einen kurzen Schrei aus und taumelte zurück. Ein im Halbdunkel des engen Raumes beinahe riesengroß erscheinendes, dunkelhaariges Ungetüm hatte mit wildem Sprunge sich ihm entgegengeworfen und ließ ein keuchendes Wutschnauben vernehmen. Zu Tode erschrocken ließ auch die Haushälterin einen Ruf des Entsetzens hören.

„Dorothee, Hülfe! Retten Sie mich von diesem Unholde!" schrie aschfahl vor Angst der alte Mann, wobei er mühsam festen Fuß zu fassen versuchte und mit den Händen sich dabei kräftig, allein völlig vergeblich, gegen seinen Peiniger wehrte.

„Argo! Verfluchte Canaille, Du bist es, der uns solchen Schreck einjagt! Fort, Bestie, fort, auf der Stelle laß los!" gebot Frau Dorothee, indem sie das wütende Tier unerschrocken beim Halsbande hinwegzuzerren suchte. Umsonst. Die mächtigen

Vorderpfoten hielten des Grafen Schultern wie mit Eisenklammern umspannt.

„Dorothee, ich ersticke! Der heiße Atem dieses Scheusals tötet mich!" klang es abermals angstvoll, allein schwächer aus des Wehrlosen Munde.

Da tauchte blitzähnlich eine Idee in der Haushälterin Kopfe auf und mit drohender Stimme, die in dem totenstillen Raume unheimlich widerhallte, rief sie: „Rasch — das Pistol! Hier giebt die Not mir ein Recht, Sie von diesem Ungetüm zu befreien!"

Die in ihren Bewegungen sonst so gemessene Frau riß dem Grafen jetzt die Waffe in wilder Hast aus der Brusttasche seines Überrocks. „So, Canaille, hier auf der Stelle sollst Du elendiglich enden! Hahaha!"

Ehe jedoch der letzte Laut ihren Lippen entschlüpft war, vernahm sie einen halbgurgelnden Ton, und wie leblos, den mächtigen Körper des Hundes nach sich ziehend, glitt Graf Tanneberg zur Erde nieder. —

Darauf ein Blitz . . . . . . ein Knall — dann dichte Finsternis! — —

„Allmächtiger Gott!" Nicht Frau Dorothees Stimme that diesen Schreckensruf. Mit raschen Schritten den Weinkeller durcheilend, näherte sich eine Männergestalt, in deren Hand im Nu ein helles Licht aufloderte, welches den Schauplatz dieser unheimlichen Scene alsbald beleuchtete.

Zugleich aber stürmte diejenige, um derentwillen der Graf hier herabgekommen war, einen brennenden Wachsstock in der Hand, die kleine Treppe hinab. Allein Sitta sah nichts von allem, nicht ihren Großvater, der ohnmächtig am Boden lag, nicht Frau Dorothee, die ihn zu beleben sich bemühte, nicht Baron Kinsberg, welcher tief erschrocken und leichenblassen Antlitzes ihr entgegeneilte — nur Argo, ihren Freund, ihren Gespielen sah sie blutend und in Todeszuckungen an der Erde sich winden.

Ein wilder, zitternder Weheruf drang über des jungen Mädchens Lippen, dann stürzte sie fassungslos zu ihrem so grausam gemordeten Lieblinge hin, den Hals des verscheidenden Hundes ungestüm umschlingend, rief sie:

„Argo, mein einziges, treues Tier — so, so mußt Du enden! Mein Gott, auch das noch! Ja, ich errate es wohl; um meinetwillen verlierest Du unschuldig Dein Leben. Mich wolltest Du schützen und hieltest treue Wache hier. O Schmach über die Hand, welche feige sich an Dir versündigt!“

Mit zuckenden Lippen und wildflammenden Augen sprang Sitta darauf in die Höhe und sah sich zum ersten Male um. Ihre Blicke trafen den sich bereits regenden und leise wimmernden alten Herrn. Frau Dorothee, die am Boden kniete und des Leidenden Haupt mit ihren Armen stützte, gab sich den Anschein, als bemerke sie die Gegenwart der Gräfin

nicht. Indem eine bange Ahnung des Geschehenen in Sitta aufzudämmern begann, bog sie sich nieder und fragte voll Teilnahme:

„Ich hoffe zu Gott, der Großvater ist nicht erheblich verletzt?“

Keine Antwort erfolgte, nur ein höhnischer, nichtachtender Seitenblick aus Frau Dorothees Augen traf des jungen Mädchens zitternde Gestalt.

„Warum reden Sie nicht? Ich befehle Ihnen, mir zu erklären, was sich hier zugetragen hat,“ gebot Sitta, sich stolz emporrichtend.

Die Haushälterin regte sich nicht. Dagegen trat der bisher stumme Zeuge dieses tragischen Vorfalles näher heran und sagte eindringlich bittend:

„Lassen Sie jetzt jede weitere Erörterung bis später, Gräfin! Nicht hier — nur jetzt nicht — fragen Sie — ebenso, wie ich Ihnen alsdann eine Erklärung schulde, aus welchem Grunde ich selbst hierher gelangt bin. Bei meiner Ehre, die Motive waren nur die besten! Nun aber helfen Sie uns vor allem den Leidenden hinauf und in sein Bett zu schaffen — dann bin ich zu jeder offenen Antwort bereit!“

Des Barons kraftvolle Arme hatten den Grafen bereits hülfreich unterstützt und aufgerichtet. Doch plötzlich rief Kinsberg aufs höchste erschreckt: „Mein Gott, Blut — helles Blut rinnt ja hier am Arme herab! Sollte der Hund . . . .?“ er stockte.

„Ja — die Bestie hat — mir den Hals zerfleischt, ich habe rasende Schmerzen!“ wimmerte Graf Tanneberg, indem er nun mit drohender Geberde die Hand gegen Sitta erhob. „Deinetwegen, Du mißratenes — schlechtes Geschöpf!“

Tief erblaßt, die schönen Augen noch voll Thränen um den toten Liebling, starrte die Gescholtene in des alten Mannes geisterbleiches, schmerzverzerrtes Gesicht, und wahrhaft empört über die Entdeckung eines auf ihr lastenden, unwürdigen Verdachtes, rief sie: „Großvater — o, mein Gott, was glaubst Du? Ich habe nichts — nichts gethan, was den leisesten Schatten auf meine Mädchenehre werfen könnte!“

Über Kinsbergs Züge aber glitt es bei diesen Worten wie ein Aufstrahlen innerer Freude.

Von Frau Dorothee unterstützt, gelang es ihm, obwohl unter großer Mühe und Anstrengung, Graf Tanneberg den Weg durch den Weinkeller und die Stiege hinauf bis zum Bilde Theophilas zurückzuführen.

Sitta, welche noch so viel Geistesgegenwart gehabt, den Körper des verendeten Hundes nach einer Ecke zu schleppen und mit Stroh zu verdecken, folgte nun schweigend. Keiner sprach mehr ein Wort, so daß die ab und zu ausgestoßenen wimmernden Klagelaute des Verwundeten in dem totenstillen Gewölbe beinahe schauerlich widerhallten. Gleich

lähmender Erstarrung lag es über Sittas Denkvermögen und Willenskraft. Was brauchte sie auch mehr zu wissen und zu fragen? Was ging es sie an, wer ihr Verschwinden entdeckt und ihre Spur erforscht? Im Gegenteil, wie wilder Trotz regte es sich in ihr, daß nun alle Heimlichkeiten ein Ende haben und ihre eigenen Ansichten nun an den Tag kommen würden. Angst oder gar Gewissensbisse empfand sie nicht deshalb.

Nicht im geringsten beunruhigte sie das, was ihr nun zweifellos bevorstand. Die heißen Thränen, welche über Sittas Wangen jetzt unaufhaltsam niederperlten, galten nur dem, der so treulich über ihr gewacht — den sie verloren hatte — „Argo" war tot! —

Neuntes Kapitel.

„Armer, guter Tanneberg! Es ist schrecklich! Noch gestern voller Geistesfrische und jugendlicher Elasticität, ein liebenswürdiger Wirt und Gesellschafter par excellence, und heute — durch solch gräßliches Mißgeschick aufs Krankenlager geworfen! Kaum vermag ich es zu fassen, daß unser Besuch einen so traurigen Abschluß finden soll. Aber, wie alles, was Gott thut, uns zum Nutzen und Frommen gereicht, so kann ich nicht genug für die Aufklärung danken, die mir über den Charakter eines Mädchens geworden ist, das ich im festen Glauben an seine guten Grundsätze soeben in meine Nähe ziehen wollte. Der eigene Großvater hat mir über dieses unselige, irregeleitete Kind die Augen geöffnet. Meine Empörung kennt keine Grenzen. Armer, armer Tanneberg!“

Herzogin Amélie war es, die, ganz gegen ihre sonstige kühle Gelassenheit und Würde, jene leidenschaftlichen Worte ausstieß, während sie am Morgen

nach dem durch die plötzliche Erkrankung des Grafen so unliebsam unterbrochenen Feste ziemlich aufgeregt durch das Zimmer schritt. Ebenso gern, wie die hohe Frau nach Tanneberg gekommen war, wo der Aufenthalt ihr eine angenehme Zerstreuung und Abwechselung bereitet hatte, ebenso eilig schien sie jetzt das Ziegelschloß wieder verlassen zu wollen.

Schon für die elfte Vormittagsstunde waren die zur Abreise bestimmten Wagen befohlen worden. Als Arnulf Kinsberg am vergangenen Abend, sofort nachdem man den Verwundeten in Sicherheit gebracht, seiner Tante und den anwesenden Gästen die betrübende Mitteilung von des alten Grafen Unfall gemacht — selbstverständlich hütete sich der Baron, auf die näheren Umstände einzugehen —, da schöpfte die Herzogin durchaus noch keinen Argwohn. Ohne eine Ahnung von der peinlichen Familienangelegenheit, welche sich an diesen tragischen Vorfall knüpfte, äußerte sie sich nur mißbilligend darüber, daß man zur heißen Jahreszeit solch große Hunde frei umherlaufen ließe. Unter allseitigem Bedauern und guten Wünschen für des liebenswürdigen Hausherrn baldige Herstellung trennte sich darauf die Gesellschaft. Am nächsten Morgen aber wurde Herzogin Amélie durch ihren Leibarzt die Mitteilung, der kranke Graf hege das sehnsüchtige Verlangen, sie für einige Minuten allein zu sprechen. Wie hätte die, wegen ihrer Barmherzigkeit

und Mildthätigkeit in hohem Rufe stehende Dame dem Leidenden diesen Wunsch abzuschlagen vermocht!

Als nach viertelstündlichem Besuche die Herzogin das Krankenzimmer wieder verließ, lag eine dunkle Röte der Erregung über ihrem sonst so bleichen Angesicht, und mit kurz befehlendem Tone gebot sie, für die Abreise sofort alles in Bereitschaft zu setzen. Da ihre Miene jedoch eine eisige Verschlossenheit und fast starre Unzugänglichkeit bewies, so wagte es nicht einmal Dr. Wend, nach dem Grunde der plötzlichen Verstimmung zu forschen.

Als mit dem soeben gethanen heftigen Ausspruch Herzogin Amélie ihre Kenntnis des wahren Sachverhaltes der traurigen Begebenheiten verriet, befand sich nur ihr Neffe, Arnulf Kinsberg, im Zimmer.

„Ich wünsche, daß Du hier bleibst und Zeuge bist einer Unterredung, die ich auf Wunsch des Grafen Tanneberg mit seiner irregeleiteten Enkeltochter jetzt haben werde,“ hatte sie in ihrer rücksichtslosen kurzen Art, zu sprechen, bei seinem Eintritt zu diesem gesagt. Ohne daß der Baron nötig hatte, eine Frage zu thun, wußte er daher genau, weshalb die Tante ihn jetzt hierher berufen hatte — in seiner Gegenwart sollte Sitta eine Demütigung — eine schmerzliche Niederlage erleiden. Aber des jungen Mannes feines Gefühl und edle Gesinnungen bäumten sich mächtig dagegen auf, Zeuge sein zu müssen von einer Unterredung, die für alle Teile

nur im höchsten Grade peinlich werden konnte. Davon, daß Sittas heimlichem Gange nach dem Schieferschlosse nur die edelsten Motive zu Grunde lagen, war er selbst, obwohl er das junge Mädchen soeben erst kennen gelernt, fest überzeugt. Allein die herzlose Art, womit seine Tante die Gefühle und Gedanken eines jungen Herzens ans Tageslicht zu zerren beabsichtigte, verletzte ihn tief.

Als er am Abend nach jenem betrübenden Vorfalle Gelegenheit gefunden, Sitta noch einen Augenblick allein zu sprechen, war sein Bekenntnis eben so offen als rückhaltslos gewesen. Freimütig hatte er ihr erklärt, einzig nur in der Absicht zu ihrem Schutze in der Nähe zu sein, sei er dem Grafen und Frau Dorothee, deren seltsames Gebahren an dem Bilde der Urahne ihm aufgefallen sei, gefolgt.

Obwohl mit einigem Zögern, bekannte er ferner, daß er sie selbst kaum eine halbe Stunde vorher hinter dem Porträt hätte verschwinden sehen.

Ohne irgend welche Erläuterung der näheren Umstände zu geben, was Kinsberg vielleicht erwartet, ohne ein Wort der Erwiderung, mit todestraurigen Augen hatte Sitta seinem Bekenntnis gelauscht. Schien es doch, als ob eine dumpfe Apathie ihren sonst so thatkräftigen Geist seit jenem unheimlichen Vorfall in den unterirdischen Räumen des Nachbarschlosses gefesselt hielt; insbesondere da der Ausspruch des Leibarztes in Bezug auf den Großvater durchaus

nicht beruhigend lautete. Eine so schwere Verletzung der Halsmuskeln und Adern wäre bei dem hohen Alter des Grafen nicht leicht zu nehmen, hatte dieser mit ernster Miene zu Sitta geäußert.

Trotzdem Arnulf Kinsberg den Wünschen seiner Tante nur höchst selten sich entgegenstellte, so hatte er mit deutlich gezeigtem Unwillen doch jetzt einzuwerfen gewagt:

„Ich glaube entschieden, es würde besser und richtiger sein, wenn diese Unterredung zwischen Ihnen, verehrte Tante, und der Gräfin nur unter vier Augen stattfände.“

Jedoch Herzogin Amélie verwies ihn kurz absprechend mit den Worten:

„Nein — ich verlange, daß Du hierbleibst, Arnulf, und habe ich meinen ganz besonderen Grund dafür. Denn, verstehe mich wohl — das, was ich anfänglich gewünscht und gut geheißen, Dein sichtbar steigendes Interesse für jenes unselige Mädchen, welches Du auch noch dadurch genugsam bewiesen, daß Du ihm heimlich nachgeschlichen bist — dieses Interesse also muß im Keime erstickt werden. Niemals darf irgend eine Gemeinschaft bestehen zwischen Dir und Sitta Tanneberg. Sie ist Deiner unwert!“

„Und sind Sie auch fest davon überzeugt, gnädige Frau Tante, daß dieses harte Urteil über die Gräfin gerechtfertigt ist?“ fragte der junge Mann, indem

er sich möglichst bemühte, seine zornige Aufwallung zu bekämpfen.

„Glaubst Du, ich würde jemals etwas aussprechen, worüber ich mir vorher nicht genügend Klarheit verschafft habe," entgegnete die Herzogin schroff. „Oder meinst Du, den ein Paar schöne Augen verblendet, mich vom Gegenteil überzeugen zu können? Das mir soeben bewiesene, wahrhaft rührende Vertrauen des alten Grafen besagt, denke ich, wohl genug. Wie auch würde dieser seine eigene Enkeltochter preisgeben, wenn die Rücksicht gegen mich ihn nicht zu offenem Bekenntnis gezwungen hätte."

„Obwohl mein Gehorsam und meine Dankbarkeit gegen Sie, gnädige Tante, mir nicht gestatten, Ihnen zu widersprechen, so kann ich in diesem Falle nur sehnlichst wünschen, Sie wären von einem unseligen Irrtum befangen," entgegnete Kinsberg mit leiser Ironie.

Jetzt glitt ein böses Lächeln um der Dame schmale Lippen.

„So? Nun, Du wirst ja das Kommende mit anhören und darüber aufgeklärt werden, wie diese scheinheilige Kokette .... Doch lupus in fabula! da ist sie." Die Herzogin deutete nach dem Vorzimmer und rief der mit Sitta dort soeben eingetretenen Hofdame zu:

„Ich bitte, Fräulein v. Holm, führen Sie Gräfin Tanneberg hier herein. Ich bin bereit, sie zu empfangen!"

Nachdem mit tiefem Kompliment die Angeredete sich wieder zurückgezogen, bedeutete die Herzogin das junge Mädchen, näher zu treten. In sicherer, fast stolzer Haltung, ohne die mindesten Anzeichen von ängstlicher Scheu, erwiderte Sitta des jungen Mannes stummen, ehrerbietigen Gruß und verbeugte sich tief vor der Herzogin.

Der Ausdruck kalter Geringschätzung, den diese, während sie Sitta musterte, zeigte, schien kaum beachtet zu werden.

„Jedenfalls ahnen Sie den Grund, um dessentwillen ich Sie noch vor meiner Abreise hierher berufen ließ!“ fragte die Dame in eisigem Tone, indem sie einen verächtlichen Blick auf das blasse, traurige Gesichtchen warf.

Als Sitta jetzt zufällig zu Kinsberg aufschaute, machte der eigentümlich schmerzliche Blick seiner Augen sie stutzen; ein wenig zagend entgegnete sie: „Allerdings, jenes schrecklichen Vorfalles noch einmal Erwähnung thun zu müssen, heißt genau so viel, als alle Bitterkeit und allen Schmerz einer entsetzlichen Viertelstunde, deren Erinnerung ich aus meinem Gedächtnisse auslöschen möchte, noch einmal zu durchkosten!“

„Dieses so scharf accentuierte Wort: Schmerz bezieht sich doch wohl auf das traurige Mißgeschick Ihres teuren Großvaters und nicht etwa auf den Verlust jenes abscheulichen Hundes?“ fragte die Herzogin mit kränkendem Hohne.

Die Angeredete zuckte zusammen und rief:

„Mein Gott, das klingt ja wie ein Vorwurf! Ich hoffe doch, Eure Hoheit sind hinreichend unterrichtet, um die Schuld an dem so betrübenden Vorfalle nicht mir beigemessen zu haben! Baron Kinsberg war ja Zeuge desselben und kann, ohne Indiskretion zu begehen, genau darüber Bericht erstatten, was mir nun wirklich zur Beruhigung dient!“

Bei diesen Worten war der Genannte rasch näher getreten, allein die Herzogin schnitt ihm jede Entgegnung sofort ab, indem sie fortfuhr:

„Sie irren, Gräfin, nicht von meinem Neffen weiß ich, was gestern Abend sich ereignet hat. Der Mund Ihres eigenen, schwerkranken Großvaters hat mir Dinge mitgeteilt, die mich höchlichst befremden und durchaus kein günstiges Licht werfen auf ein Mädchen, das ich wegen seiner scheinbaren Charakterfestigkeit und guten Grundsätze bisher geachtet habe!“

„Tante, halten Sie ein! Meine Ehre als Edelmann verbietet es mir, stillschweigend und widerspruchslos anhören zu sollen, wie eine Dame in solch kränkender Weise geschmäht und zur Rede gestellt wird!“ rief Kinsberg in kaum bezähmter Erregung.

„Ich muß Dich ernstlich ersuchen, jetzt zu schweigen, Arnulf, und es mir allein zu überlassen, diese für mich nicht minder peinliche Angelegenheit mit der Gräfin zu erörtern,“ sagte, von ihrem Sitze sich

langsam erhebend, die Herzogin. „Ungerechte und aus der Luft gegriffene Beschuldigungen auszusprechen, ist durchaus nicht meine Art. Hier liegen genügend untrügliche Beweise vor, die mir ein Recht zu solch offener Sprache geben!“

Völlig regungslos, als ob sie dieses Zwiegespräch gar nichts anginge, stand Sitta noch immer an derselben Stelle. Weder der Herzogin verletzende Rede, noch Kinsbergs wahrhaft angstvoller Blick vermochten den träumerisch sinnenden, einem versteckten Lächeln ähnelnden Zug von ihrem Angesicht zu verscheuchen.

„Nein, gnädige Tante, nein, ich kann nicht schweigen, verlangen Sie das jetzt nicht von mir!“ rief in aufwallender Leidenschaft der Baron und fügte, gegen Sitta gewandt, fast flehend hinzu:

„Gräfin Tanneberg, bei allem, was Ihnen lieb und heilig ist, beschwöre ich Sie, reden Sie — verteidigen — rechtfertigen Sie sich doch von diesem unseligen Verdachte, der wie eine Wolke des Unheils über Ihrem Haupte schwebt. Der Schein ist gegen Sie — aber der Schein trügt! Ich weiß es genau. Nur Sie allein, in Ihrer über alles Unedle erhabenen Seelenreinheit gewahren nicht, welche niedrigen Motive man Ihren Handlungen zu Grunde legt, welche erbärmlichen Thatsachen — oder Mißverständnisse in anklagender Gewalt gegen Sie auftreten. Sie müssen jetzt sprechen, Gräfin, müssen furchtlos den wahren Grund eingestehen, weshalb Sie das Schiefer-

schloß auf jenem geheimnisvollen Wege betreten — wenn Sie Ihren Ruf — Ihre Mädchenehre nicht für immer vernichtet sehen wollen!“

„Meinen Ruf?“ Wie durch einen Federdruck emporgeschnellt, fuhr Sitta in die Höhe, während ihre großen Augen den starren Ausdruck eines entsetzten Kindes annahmen. „Meinen Ruf? — Denkt — glaubt man etwa . . . ?“ heißerglühend stockte sie.

„Hahaha! Das ist wirklich amüsant!“ lachte die Herzogin spöttisch auf. „Sie scheinen ganz sonderbare Ansichten von Anstand und Moral zu besitzen, Komtesse Tanneberg! Stelldicheins mit einem jungen Manne und heimliche Besuche zur nächtlichen Zeit beweisen also nichts?“

Noch immer wie mit Purpur überhaucht, gleichsam überführt, senkte Sitta für mehrere Minuten den Blick zur Erde, in der Herzogin kalten Augen blitzte es aber triumphierend auf, und schnell fügte sie hinzu:

„Nun wohl, zur Sache, die Zeit drängt. Wie Ihr Großvater mir verraten, hat Ihr Benehmen ihm schon seit längerer Zeit Anlaß zu Ärgernis gegeben, insbesondere, weil sie mit einem jungen Portugiesen, der als Gast im Schieferschlosse weilt, in sonderbarem Verhältnis stehen sollen. Ihre täglichen Zusammenkünfte und die stundenlangen Spaziergänge mit diesem in den Wald hätten bereits unter der Dienerschaft boshafte Bemerkungen hervorge-

rufen. Trotz mehrfacher eindringlicher Warnungen haben Sie diesen Verkehr bis jetzt fortgesetzt. Ich bitte um eine offene Antwort, ob sich das in der That so verhält?“

„Ja, Hoheit,“ gab Sitta kurz und mit trotzigem Aufwerfen der Lippe zurück.

„Und um diesen bildhübschen Portugiesen, der durch einen Beinbruch oder etwas ähnliches momentan ans Bett gefesselt ist, zu besuchen, haben Sie ungeachtet der zwischen den beiden Familien Tanneberg bestehenden Feindschaft sich erkühnt, jenen unterirdischen Gang zu betreten?“

„Tante, erbarmen Sie sich und halten Sie ein!“ rief Arnulf Kinsberg, dunkelrot vor Zorn; allein in unerschüttertem Gleichmut entgegnete die Herzogin:

„Ich erfülle nur eine Pflicht gegen den tief beleidigten Grafen und wünsche eine Antwort, Komtesse.“

In hülfloser Verzweiflung sah der Baron nach Sitta hinüber, da gewahrte er plötzlich zu seiner Überraschung über ihr ausdrucksvolles Gesicht einen Schimmer von Schelmerei gleiten.

„Ja, Hoheit, das war der einzige Grund,“ versetzte sie kurz.

„Ha —! Da hörst Du es, Arnulf? Und das sagen Sie mit solch trotziger Stirn? Regt sich in Ihrem bethörten, jungen Herzen denn gar keine Reue, empfinden Sie nicht die mindeste Scham über ein Benehmen, welches anderen Mädchen das Blut

in die Wangen treiben würde?“ rief Herzogin Amélie, im höchsten Grade erbittert. „Ja, noch mehr, haben Sie vergessen, was Sie Ihrem armen Großvater, Ihrem Namen, Ihrer Stellung schuldig sind, Sie unglückseliges Kind?“

„O nein, Hoheit, ich habe durchaus nichts vergessen, mir nichts vergeben, und mir höchstens vorzuwerfen, jenem lächerlichen, abgeschmackten Familienzwist zum Trotz ins feindliche Lager hinübergegangen zu sein! Um jedes Aufsehen zu vermeiden, wählte ich den mir allerdings nicht mehr unbekannten Weg,“ sagte Sitta mit freimütiger Offenheit und fuhr, sich stolz aufrichtend, mit Betonung fort: „Nur dem ungestümen Drange meines Herzens bin ich gefolgt, denn als ich mich gestern Abend mit Ihnen, Baron Kinsberg, in der Vogelgallerie befand und, während Sie das Porträt der Urahne betrachteten, am offenen Fenster saß, vernahm ich plötzlich von unten heraufklingen einige mich zu Tode erschreckende Worte: der junge Ausländer solle verunglückt und von Holzarbeitern leblos im Walde aufgefunden sein. Da gab es für mich kein Zögern, kein Halten mehr! Ja, Hoheit, rücksichtslos gestehe ich es ein, daß ein inniges, festes Band mit Fernando Pecle da Costa Lucea — dem vermeintlichen Schützlinge Friedrich von Tannebergs — mich verbindet, daß . . .“

„Gräfin, es ist nicht möglich! O, sagen Sie das nicht!“ rief Kinsberg wie außer sich.

Das junge Mädchen aber schüttelte lächelnd den Kopf und wiederholte mit Nachdruck:

„Ein echtes, inniges Band mit Fernando mich verbindet. Allein nicht der junge Portugiese, der schöne Jüngling ist es, den ich liebe, der sich mit seinem treuen, warmen Herzen an mich angeschlossen hat. Nein, Fernando ist ein Weib! — Friedrichs jugendliche Gemahlin, die mir eine Freundin geworden und um deretwillen ich, alle Rücksichten bei Seite setzend, voll Todesangst nach dem Schieferschlosse geeilt bin. Gott sei Dank, Fernandos Zustand ist nicht so schlimm und gefährlich, als ich fürchtete!“

„Gräfin Tanneberg, das verraten Sie erst jetzt?“ rief mit aufstrahlenden Zügen fast atemlos der Baron.

„Ich durfte ja nicht sprechen und that es jetzt nur, weil die äußerste Not mich zwang, das Geheimnis meiner Freunde preiszugeben,“ versetzte holdselig lächelnd das junge Mädchen.

Die Herzogin, auf deren Antlitz sich die Enttäuschung zeigte, hatte sich wieder in den Sessel niedergelassen. Anscheinend gleichgültig sagte sie mit vor mühsam verborgener Erregung bebender Stimme:

„Wahrhaftig! Stoff genug zu einem pikanten Roman. Hahaha. Eine ganz unerhörte Geschichte! Durch diese Aufklärung, die Sie mit schadenfroher Miene wie einen Trumpf ausspielen, sind Sie natürlich glänzend gerechtfertigt, Gräfin. Allein ich

gestehe offen, solche Theater-Coups sind mir widerwärtig! Wären mir die Leute vom Schieferschlosse nicht so völlig gleichgültig, ich hätte nicht üble Lust, jene geheimnisvolle Angelegenheit einmal näher untersuchen zu lassen. Ein Weib in Männerkleidern! Fi donc! Sie müssen doch wissen, vom Standpunkte der Moral ist so etwas verboten — ja strafbar!"

„Hoheit irren sich darin nicht! — Wer würde sich aber darin gefallen, so undelikat und hartherzig zu sein, um ein zartes Familiengeheimnis dem tausendzüngigen Ungeheuer, der Médisance zu überliefern?" entgegnete Sitta mit Würde.

Arnulf Kinsberg konnte sich nicht enthalten, ihr beifällig zuzunicken, während sie lebhaft fortfuhr:

„Außer dem alten Baron, Pater Peregrin und mir ahnt niemand etwas davon, auch wird Baron Friedrich, wie er mir fest versprochen hat, in Zukunft Mittel und Wege finden, welche selbst die leisesten Schatten von der Ehre seines jungen Weibes fernhalten. Ich denke, Euerer Hoheit wird dieses Bekenntnis genügen, ich habe darüber nichts weiter hinzuzufügen!"

Nach diesen Worten trat Sitta einige Schritte zurück, was die Herzogin annehmen ließ, sie wünsche die Unterredung zu beenden. Daher äußerte sie scharf ironisch:

„Sie haben durch diesen geschickt ausgeklügelten Coup sich fein aus der Schlinge gezogen, Komtesse.

Fürwahr, Ihr Großvater hat Recht, indem er mir sagte: um Ihnen beizukommen, müsse man geschickt operieren. Wenn alles sich in der That so verhält, dann habe ich über diesen Punkt nichts mehr zu sagen. Im Auftrage des Kranken muß ich mich jedoch noch einer übernommenen Pflicht entledigen — das diene Ihnen wieder als Beweis, wie sehr Ihr Großvater um Ihre Zukunft und Ihr Seelenheil besorgt ist."

Fragenden Blickes hingen Sittas Augen an den Lippen der Sprecherin, welche sehr langsam fortfuhr:

„Vorausgesetzt, daß der Graf sich bald erholt, was wir alle hoffen, und Sie ohne Sorge um den Leidenden das Ziegelschloß verlassen können, so ist es der ausdrückliche Wunsch desselben, Sie für längere Zeit den schädlichen Einflüssen des hiesigen Aufenthaltes mit seiner unbequemen Nachbarschaft zu entziehen und der Obhut einer Familie anzuvertrauen, in deren streng christlichem Hause Ihnen die beste Gelegenheit geboten wäre, Ihren, leider Gottes, noch sehr ungefügigen Sinn nach edler Form zu ordnen und zu feilen. Konsistorialrat Dr. Wendt und seine liebenswürdige Gemahlin werden den Wünschen Ihres Großvaters gern entgegenkommen und Sie, so lange es dieser für gut findet, in Schutz und Schirm nehmen."

Gleichsam wie durch einen Schlag getroffen prallte Sitta, während Totenblässe ihr Gesicht be-

deckte, zurück. Jede Rücksicht auf die hohe Dame vergessend, streckte sie die Hände aus und rief in wild hervorbrechender Heftigkeit:

„Das darf der Großvater — das darf niemand von mir verlangen! Ich bitte Eure Hoheit inständig, diese Idee aufzugeben — andernfalls ich mich aufs Entschiedenste widersetzen werde, das Ziegelschloß zu verlassen,“ fügte sie, sich nur mit Mühe fassend, hinzu.

„Welche Sprache? — Welche Heftigkeit? Sie vergessen sich, Komtesse,“ sagte die Herzogin in streng verweisendem Tone.

„O, Verzeihung, Eure Hoheit, aber der Gedanke an die bloße Möglichkeit solcher Zumutung raubt mir fast jede Überlegung.“

„Und wenn ich Ihnen nun befehlen würde, sich dem Gebote Ihres Großvaters unterzuordnen, Gräfin Sitta?“

Bei diesen Worten hatte die Dame sich erhoben und stand zornfunkelnden Auges in ihrer gebietenden Höhe vor dem jungen Mädchen.

Einen Moment preßte Sitta die Hände gegen die Brust und schien mit einem Entschlusse zu kämpfen — gleich darauf aber stammelte sie in fast rührender Befangenheit und Scheu:

„Dann — dann sehe ich mich genötigt, etwas zu enthüllen, was ich in meinem Busen bisher als tiefstes Geheimnis verschlossen. Eure Hoheit werden mir nicht befehlen, des evangelischen Geistlichen Haus

als mein Heim für längere Zeit zu betrachten, denn — seit acht Tagen bin ich zur — römisch-katholischen Kirche übergetreten — und Pater Peregrin, mein Beichtvater, würde mir das verbieten!"

Nach diesem inhaltsschweren Bekenntnisse herrschte Totenstille über den Anwesenden.

„Gehen Sie! — Ich wünsche nie mehr mit Ihnen in Berührung zu kommen! Sie sind eine Unwürdige, eine ganz erbärmliche Heuchlerin, und Gott allein wird sie ihrer an den Großvater begangener Vergehen wegen richten! Gehen Sie — verlassen Sie mich — sofort!" stieß die Herzogin heiser, unter gepreßten Atemzügen hervor und wies gebieterisch nach dem Ausgange.

Sitta verbeugte sich und schritt, obwohl bebend und mit Thränen in den Augen, doch in ruhiger Haltung aus dem Zimmer.

Zehntes Kapitel.

Vom hohen First des Ziegelschlosses wehte die Trauerflagge nieder, denn Graf Wilfried Tanneberg weilte nicht mehr unter den Lebenden. Bange Tage voll Aufregung und schwerer Sorge waren der Herzogin Abreise gefolgt, bis die Ärzte — noch zwei Mal hatte die hohe Frau ihren Leibarzt nach Tanneberg gesandt — das nahende Ende des alten Herrn nicht länger zu verhehlen vermochten. Neben der, dem Grafen durch Argo beigebrachten tiefen Verletzung an der rechten Halsseite, die dem Kranken qualvolle Schmerzen verursachte und durchaus nicht heilen wollte, hatten Gemütsbewegungen und heftige Aufregungen seine Kräfte in einem hohen Grade erschöpft. Bald nach dem Gespräche mit der Herzogin schwand ihm zeitweise das Bewußtsein. Mit geschlossenen Augen lag er in einem Zustande völliger Apathie in den Kissen. Da ungeachtet der sorgsamsten Bemühungen der Ärzte am sechsten Tage nach der Katastrophe die Verwundung einen sehr

bösartigen Charakter annahm und Blutvergiftung eintrat, so wurde der alte Mann, ohne irgend welchen schweren Todeskampf, eigentlich über Erwarten rasch von seinen Leiden erlöst. Starren, thränenlosen Auges stand Sitta am Sterbelager des Großvaters. Ähnlich einem inneren Krampfe schnürte es ihr die Brust zusammen. Sie vermochte nicht zu weinen — die lauten Klagen und die immer erneuerten Schmerzensausbrüche Frau Dorothees' aber verursachten ihr beinahe Qualen.

Jene Frau, welche den Heimgegangenen mit bewundernswerter Hingebung und Aufopferung gepflegt und bis zu dessen letztem Atemzuge bei ihm ausgeharrt, hatte reichlich Thränen — Sitta nicht, die von dem starren, kalten Totengesicht die schrecklichen Worte der Herzogin wieder zu hören meinte: „Gott allein wird Sie um Ihrer vielen, an Ihrem armen Großvater begangenen Vergehen willen richten!“ Sie also sollte wirklich an diesem traurigen Ende die Schuld tragen? Unmöglich! So grausam, so ungerecht konnten fühlende Menschenseelen doch nicht denken! O, es war ja nur ein unseliges Verhängnis gewesen, welches an jenem Abend den irregeleiteten alten Mann ihr folgen ließ. Ach, hätte sie ihn wenigstens noch von der Unbegründetheit seines Verdachtes überzeugen können! Allein ohne Aufklärung zu erhalten, war er hinübergeschlummert. — Sie konnte sich aber mit dem Bewußtsein trösten, während

der verflossenen Jahre in all seinen verwickelten Angelegenheiten und Geldgeschäften dem Dahingeschiedenen eine Stütze gewesen zu sein, ihm die drückendsten Sorgen ferngehalten zu haben. Ihrer Intelligenz und Thatkraft zufolge war von seinem grauen Haupte manch düstere Wolke entfernt worden.

Als Sitta nach des Grafen Beisetzung in der Familiengruft zum Schlosse zurückkehrte, überfiel sie ein Gefühl trostloser Vereinsamung und Verlassenheit. Mit dem Aufgebote all ihrer moralischen Kraft hatte sie es über sich gewonnen, der Trauerfeier, an der die ganze Umgegend sich beteiligte, beizuwohnen. Ihre Blicke waren völlig getrübt, nur wie durch einen Nebelschleier nahm sie Baron Tanneberg vom Schieferschlosse, dessen Sohn Friedrich und Arnulf Kinsberg, als Abgesandter der Herzogin, am Sarge des Verblichenen wahr. Aber nur in stummer Teilnahme ehrte jeder die tiefe Trauer der verwaisten Enkeltochter. Keiner der Anwesenden näherte sich ihr am Grabe — schmerzerfüllt war sie nach dem Begräbnis allein in den Wagen gestiegen und nach Hause gefahren. —

Was sollte jetzt geschehen? Wie würden die Verhältnisse sich in Zukunft gestalten? Mit dreiundzwanzig Jahren allein — verwaist — verlassen! Das war wohl hart! Vielleicht wäre es im Sinne des Großvaters gewesen, wenn sie jetzt die Herzogin um mütterlichen Schutz und Beistand angefleht.

Nach dem Vorgefallenen war das unmöglich, jede Fiber ihres Herzens sträubte sich dagegen. Sich dorthin zu wenden, wo sie sich so mächtig hingezogen fühlte, wo sie warmer Teilnahme gewiß sein durfte, das wagte sie nicht, dazu fehlte ihr der Mut, insbesondere, da sie keine Ahnung hatte, wie man ihr heimliches Eindringen ins Schieferschloß drüben aufgenommen.

Sie wußte nur, daß Friedrich den Körper ihres treuen Argo im Parke hatte bestatten lassen.

Totenstille lag über den weiten Räumlichkeiten des Ziegelschlosses, die der nunmehrigen, sonst so lebensprühenden, jugendlichen Herrin ein unheimliches Grausen einflößte. Jeden Moment glaubte sie den schlürfenden Tritt und das schrille Organ des Großvaters zu vernehmen. Oder sie schreckte jäh zusammen, weil sie plötzlich vermeinte, ganz deutlich das Bellen ihres treuen Argos zu hören.

In trüber Gemütsstimmung saß Sitta in ihrem eigenen traulichen Wohngemache und schaute in die lachende Sommerpracht des Augusttages hinaus. Schon einige Male war die Kammerjungfer leise eingetreten, mit der schüchternen Frage: ob die gnädige Gräfin denn gar keine Stärkung zu sich nehmen wolle! Kopfschüttelnd wies Sitta sie stets zurück. Und wiederum erschien die Zofe an der Thür, dieses Mal mit einer eigentümlichen Röte der Erregung im Gesicht, die Sitta auffiel, daher sagte sie mit gerunzelter

Stirn unwillig: „Ich habe bereits einmal ersucht, mich ferner nicht zu stören, weshalb also kommen Sie doch wieder, Marie?“

„O, verzeihen gnädige Gräfin, es ist soeben Besuch gekommen, den — den ich nicht abweisen kann, weil er durchaus angenommen zu werden wünscht,“ stotterte die Jungfer in merklicher Hast.

„Besuch? Wiederholen Sie nur, ich sei für niemand zu sprechen!“ entgegnete Sitta leicht errötend.

Sie wußte selbst nicht, warum ihr der Gedanke an Arnulf Kinsberg jetzt in den Sinn kam.

„Gnädigste Gräfin entschuldigen, das — das geht wohl nicht! Diesen Auftrag auszuführen könnte ich wirklich nicht übernehmen,“ kam es in fliegendem Atem über des Mädchens Lippen, die geheimnisvoll noch flüsterten: „Etwas noch nie Dagewesenes — sehr Wunderbares ist passiert, gnädige Gräfin! Der Herr Baron drüben vom — vom Schieferschloß ist es ja, der draußen steht und — um eine Unterredung bittet!“

Mit Blitzesschnelle und von Purpurglut überhaucht, sprang Sitta in die Höhe.

„Baron — Tanne — berg . . . .?“ Die Stimme versagte ihr und nur zustimmend neigte sie das Haupt.

Wenige Sekunden später trat der Genannte über die Schwelle. Des alten Herrn stets frisch gerötetes

Gesicht war im Moment auffallend bleich, auch sein Gang ein wenig unsicherer als sonst; die innere Erregung des Barons mußte wohl die Ursache sein.

Indes war Sitta in ihrer einstigen Lebendigkeit dem Besuche rasch entgegengegangen — dann zögerte sie plötzlich befangen. Sprachlos standen sich beide mehrere Minuten gegenüber. Das junge Mädchen faßte sich zuerst und in schwer bekämpfter Bewegung stieß Sitta den Ruf hervor:

„Sie — Sie selbst — Baron Tanneberg — kommen zu mir?“

„Armes Kind! Wo das Herz so mächtig spricht, da schweigen alle thörichten Bedenken! Ich komme, um Ihnen meine Hülfe und meinen Beistand anzubieten in dieser schweren Zeit. Nebenbei muß ich aber auch sagen, wie warm und aufrichtig wir alle mit Ihnen fühlen!“

Bei diesen wahrhaft herzlichen Worten bog der alte Herr sich tief herab und berührte der Gräfin Hand rasch mit seinen Lippen.

Ihrer aufwallenden Gefühle nicht mehr mächtig, schwankte diese jedoch einen Moment und ihren Lippen entschlüpften schluchzende Laute — dann hob sie, als ob sie dem Himmel ihre Dankbarkeit bezeigen wollte, die Arme hoch und stürzte mit dem fassungslosen Aufschrei: „Allmächtiger Gott, das ist zu viel — zu viel!“ dem alten Namensverwandten an die Brust.

Als der erste Sturm der Erregung nach einigen Minuten vorüber war und beide sich gesammelt hatten, führte Sitta den Gast nach ihrem traulichen Fensterplatz, wo sie dicht an seiner Seite sich niederließ. Dort schüttete sie ihm, wie einem vertrauten Freunde, ihr ganzes tief bekümmertes Herz aus und verhehlte ihm auch nicht den Eindruck ihrer Unterredung mit der Herzogin.

„Grämen Sie sich darüber nicht, mein liebes Kind," sagte Baron Thilo, das ausdrucksvolle, jetzt so bleiche Mädchenantlitz voll Interesse und Teilnahme wohlgefällig betrachtend. „Um des Glaubens willen ist es schon wert, ungerecht zu leiden und zu dulden. In unseren Augen stehen Sie rein und gerechtfertigt da, und wenn die Freundschaft mit den Bewohnern des Schieferschlosses Ihnen genügt, so soll nichts unversucht bleiben, jene garstige, düstere Gramesfalte von Ihrer jungen Stirn zu scheuchen. Jetzt, da Gott Lob die zwischen uns aufgerichtete Scheidewand gesunken ist, liegt absolut kein Grund mehr vor, sich gegenseitig offenkundig zu meiden — oder heimliche Wege für unsere Besuche zu wählen," fügte er schalkhaft hinzu. „Meine kleine Schwiegertochter befindet sich auf dem Wege der Besserung, sie beauftragte mich, Gräfin Sitta zu bitten, den heutigen Abend bei uns zu verbringen."

Ob der alte Herr wohl das jähe Erröten, welches bei seinen Worten Sittas Antlitz überzog,

bemerkt haben mochte? Jedenfalls fühlte er sich veranlaßt, ganz harmlos weiter zu sprechen:

„Leider hat sich unser Kreis verengert, mein Sohn Manfred verließ uns vor einigen Tagen! Dafür aber ist mein Schwager Schönwald ein Gesellschafter par excellence, der Sie gewiß vortrefflich unterhalten wird. Übrigens muß ich Sie darauf aufmerksam machen und vorbereiten, Gräfin . . .“

„O, sagen Sie Sitta,“ unterbrach ihn diese mit bittendem Blick und ergriff fast zärtlich des Sprechers Hand.

„Gut, liebe Sitta, also: Ich muß Sie noch auf eine Überraschung seitens meines Schwagers vorbereiten. Dieser glaubt nämlich eine unerläßliche Pflicht erfüllen zu müssen, indem er Ihnen ein recht gewichtiges Packet alter, vergilbter Familienpapiere, die er unserm Archiv entlehnt und chronologisch geordnet und zusammengefaßt hat, zur freien Einsicht vorzulegen beabsichtigt!“

„Ach, warum das?“ rief Sitta fast erschreckt. „Alle diese Dinge, worauf jener Familienzwist angeblich gegründet war, sind mir von jeher zu lächerlich und abgeschmackt erschienen, als daß ich absolut Verlangen hegen könnte, näher darein eingeweiht zu werden.“

„Das hilft Ihnen alles nichts, mein Kind. Wenn Onkel Hans sich einmal etwas vornimmt, so läßt er davon nicht locker. Seien Sie deshalb ein wenig

geduldig und lassen Sie dieses Ungemach über sich ergehen," scherzte lächelnd der Baron. „Im übrigen glauben Sie garnicht, wie sehr interessant die Geschichte doch ist. Ein geschickter Novellist könnte sie wirklich zu einem Roman verarbeiten."

Als der Baron, von Sitta bis zum Portal hinab begleitet, das Ziegelschloß verließ, stand die Dienerschaft versteckt mit neugierigen Mienen und unterhielt sich mit Vermutungen über die Ursache der schnellen Versöhnung der beiden feindlichen Geschlechter.

Auch Frau Dorothee sah vom Fenster aus den Freiherrn über den Hof schreiten, aber ihr sonst so unbewegt kaltes Gesicht hatte den Ausdruck zügelloser Leidenschaft und grimmigen Hasses angenommen. Mit drohender Handbewegung stieß sie wilde Worte hervor, Worte, welche ihre Ohnmacht trotz aller Schlauheit und Intrigue kennzeichneten. Die bahnbrechenden Lichtstrahlen einer neuen glücklichen Ära für das Ziegelschloß erfüllten die ränkevolle Frau mit ohnmächtigem Zorne.

Tags darauf hatte die Haushälterin das Schloß verlassen, und erst nach Eröffnung von Graf Tannebergs Testament erfuhr man, wohin sie ihren Weg genommen.

Elftes Kapitel.

„Ich nehme mir heute die Freiheit, Sie, verehrte Gräfin, mit allen näheren Details jener, ich gebrauche den vielleicht etwas krassen Ausdruck „Familientragödie“, bekannt zu machen, weil ich, wie die Angelegenheiten der beiden bisher feindlichen Häuser sich nunmehr gestaltet haben, es als Pflicht erachte, Sie, die Letzte des gräflichen Stammes, über den damals obwaltenden traurigen Irrtum, welche der Grund zu so langer Fehde war, genügend zu unterrichten,“ sagte Landrat v. Schönwald, als er einige Tage nach der Beisetzung des verstorbenen Grafen sich der jungen Herrin des Ziegelschlosses gegenüber befand. Das umfangreiche Packet vergilbter Familienpapiere, dessen Baron Thilo schon erwähnte, unter dem Arme, und mit einer Miene, in der sich die ganze Wichtigkeit seiner Mission ausprägte, stand der kleine Herr vor dem ihn freundlich bewillkommenden Mädchen.

An jenem Abend schon, an welchem Sittas Fuß

zum ersten Mal des Schieferschlosses Schwelle überschritten, hatte sie Herrn v. Schönwald mit all seinen vortrefflichen und komischen Seiten kennen gelernt.

Mit ritterlicher Galanterie brachte er ihr ehrerbietig sein dringendes Gesuch um Einsichtnahme des wichtigen Aktenpacketes vor, daher konnte sie es unmöglich zurückweisen. „Sind mir auch durch meinen seligen Großvater die bedeutungsvollsten Punkte, welche auch Sie, Herr v. Schönwald, wahrscheinlich herausgefunden haben, schon genügend bekannt geworden, so nehme ich Ihre liebenswürdigen Aufklärungen doch dankbar entgegen. Meine Ansicht geht dahin: ich halte alles für ein gut erfundenes Märchen, dessen Entstehung sicherlich nur habsüchtige Motive zu Grunde gelegen!" erwiderte ihm Sitta mit Würde und bemühte sich, ein schwaches Lächeln zu unterdrücken.

„Bekannt? Nichts kennen Sie, Gräfin! Denn das, was hier in diesen Schriften verzeichnet steht, hat das Auge eines Tanneberg im Ziegelschloß sicher noch niemals erblickt!" rief der Landrat lebhaft aus und schlug dabei mit Heftigkeit auf die Manuskripte. „Wie ist es nur möglich gewesen, solch wichtiges Dokument gleich diesem hier Menschenalter — sage: Menschenalter hindurch unberührt, halb verstaubt und vermodert im Archiv liegen zu lassen, ohne dem freiherrlichen Geschlechte gegen alle die tausend Nadelstiche und moralischen Hiebe, mit denen es von

seiten der älteren Linie fort und fort gepeinigt worden, als Waffe zu dienen? Ja, mein guter Schwager Thilo ist freilich ein viel zu stolzer Charakter, um nur einen Finger zu rühren, wenn er das eigene Ansehen heben soll. Na und offen gesprochen, ist er auch ein wenig zu indolent, sich um Dinge zu bekümmern, die den Staub der Vergangenheit notgedrungen noch einmal aufwirbeln müssen!"

Bei diesen mit Erregung gesprochenen Worten des Landrats war Sittas Neugierde und Interesse wach geworden; als beide sich niedergelassen, sagte sie schüchtern: „Ich selbst habe niemals an den Erbansprüchen der jüngeren Linie, das heißt an deren Rechtsgültigkeit, gezweifelt. Versichern Sie mir nun, Herr v. Schönwald, es enthalten diese Papiere hier wirklich etwas, was der Familie meines Nachbars zur Genugthuung gereichen könnte, so freut es mich ganz besonders."

„Das wußte ich ja! Im voraus wußte ich das und deshalb stehe ich auch heute hier!" sprudelte der kleine Herr in jugendlicher Lebendigkeit, indem er wiederholt über seinen schneeweißen Spitzbart strich. „Grade Ihnen, gnädige Gräfin, jene bedeutsame Mitteilung machen zu dürfen, Ihnen, deren Geist erleuchtet, deren Herz nur von reinen, edlen Regungen bewegt ist, das gereicht mir zum größten Stolze. Ich segne die glückliche Eingebung, welche mich zur gegenwärtigen Zeit nach Thüringen geführt!"

„So darf ich also dieses wertvolle Manuskript zum aufmerksamen Studium hier behalten, Herr v. Schönwald?“ fragte Sitta mit Wärme.

Einen Moment hielt dieser die Antwort zurück, dann dehnte sich sein Oberkörper in die Höhe, der Kopf legte sich in den Nacken und er erwiderte zögernd:

„Wenn Sie befehlen — ja! Doch wäre es mir wahrhaftig lieber, wenn ich selbst Ihnen darüber Vortrag halten dürfte. Ich habe nämlich die ganze Nacht damit zugebracht, die wichtigsten Stellen daraus zu — memorieren!“

„Die ganze Nacht? Aber, mein Gott, wie konnten Sie sich deswegen Ihren Schlaf rauben!“ rief Sitta verwundert aus, während sie über den komischen Eifer des alten Herrn ein Lächeln zu unterdrücken bemüht war.

„Wohlan, meine Gnädige, darf ich beginnen?“ fragte in prickelnder Ungeduld der Landrat.

„O bitte, ja. Mit ungeteiltem Interesse und größter Spannung werde ich Ihrem Vortrage folgen!“

„Also“ — Herr v. Schönwald räusperte sich und begann. „Also: Die Namen der Gründer der beiden Geschlechter von Tanneberg sind Ihnen, verehrte Gräfin, bekannt, daher will ich mich einzig nur an Punkte halten, welche auf die leidige Familienfehde Bezug haben. Im Jahre 1690

wurde Ihrer Urahne Theophila der zweite Sohn, Thilo, geschenkt, der ein schwächliches Angstkind war und dessen Geburt seiner Mutter fast das Leben kostete. Die sonst kerngesunde, blühende Frau wurde seinetwegen für geraume Zeit ans Siechbett gefesselt. In seiner bangen Sorge um das zarte Knäblein, dem infolge der schweren Erkrankung Theophilas die naturgemäße Nahrung versagt war, forschte der Gutsherr allenthalben in Hof und Dorf nach einer gesunden Amme für das neugeborene Kind. Zu seiner Betrübnis blieben aber alle Bemühungen vorerst vergeblich, bis schließlich eine sehr ärmliche Frau, das junge Weib eines mit seiner Truppe von Ort zu Ort ziehenden italienischen Gauklers, gefunden wurde, die in derselben Nacht mit der Schloßfrau eines Knaben genas und sich auf Drängen des freiherrlichen Abgesandten erbötig zeigte, nach dem Herrenhause hinauf zu kommen und den kleinen Baron zu stillen und zu warten. Ein Gauklerweib! Baronin Theophila lag grade im heftigsten Delirium, sonst hätte sie diese Wahl gewiß nicht gut geheißen. Auch der Gutsherr zögerte erst ein wenig, das Weib aufzunehmen; Stolz und Vaterliebe stritten miteinander, bis letztere siegte. Frau Anita zog wirklich ins Schloß — ihr einziges Gepäckstück war ein unscheinbares Bündel, in dem sie ihr eigenes zartes Kindlein geborgen hatte. Wenige Tage nur, und Anita entpuppte sich als

kluge, gewandte Person. Die schlanke, dunkelgelockte Italienerin verstand es gar bald, sich in die Gunst des Gutsherrn einzuschmeicheln und eine Stellung sich zu verschaffen, obgleich die ihr gestellte Aufgabe noch wenig erfüllt erschien. Trotz bester Ernährung und Verpflegung wollten sich des kleinen Thilos Kräfte nicht sonderlich heben. Lagen die Knäblein neben einander schlummernd in der Wiege, so war es schwer zu unterscheiden, wer von ihnen der kleine Baron und wer das Würmlein des Gauklerweibes sei; beide waren gleich schwächlich und kränklich. Eines Tages hieß es denn im Schloß: Anitas Kind wäre gestorben. In Schmerz und Thränen aufgelöst, erschien die Italienerin vor dem Baron und klagte ihm ihren herben Verlust. Als weichherziger Mann tröstete er die junge Mutter bestmöglichst, machte ihr ein reiches Geldgeschenk und ließ die kleine Leiche feierlich bestatten. Damit war diese Sache erledigt und nach einigen Wochen hatte man im Ziegelschloß das Ereignis ganz vergessen. Man sprach fortan nur über den jungen Baron Thilo, der zu aller Freude sich zusehends zu erholen und zu kräftigen begann. Auch Theophila ging, wenn auch langsam, ihrer Genesung entgegen; ihrem Gatten lag also jetzt die schwere Pflicht ob, der völlig Ahnungslosen das Vorgefallene mitzuteilen und betreffs Anitas Antecedentien nicht länger hinter dem Berge zu halten. Nur in schonendster, mildester

Form, mit Rücksicht auf Theophilas schnell aufbrausendes Temperament und leidenschaftlichen Sinn, hatte der Baron die Wahrheit enthüllt. Ach, hätte er die Folgen ahnen können! Ein jäher Schrecken überfiel ihn, als er die kaum Genesene in voller Wut ins Kinderzimmer eilen sah, wo sie den schlafenden Knaben aus der Wiege riß und mit gellender Stimme ausrief:

„Betrug — Betrug! Das ist das Kind der Gauklerin! Ihr wollt mich täuschen! Mein Sohn war es, den Ihr vor Wochen tot hinausgetragen habt! Ihr redet unwahr — die Augen der Mutter jedoch sehen scharf. Dieses ist nicht mein Kind, fort — hinaus mit der Komödiantenbrut!"

Starr und sprachlos blieb der Baron einige Minuten unter dem Banne dieses entsetzlichen Verdachtes, dann versuchte er die wilderregte Frau nach Kräften zu beschwichtigen, indem er zu seiner und der Amme Rechtfertigung mit überzeugender Gewalt das Wort redete. Anita mußte selbst kommen und auf das Crucifix schwören, das verstorbene Kind sei nicht der kleine Thilo, sondern ihr eigenes gewesen. Umsonst! Theophila beharrte auf ihrem schrecklichen Verdachte. „Es ist nicht mein Sohn!" war alles, was sie in trotzigem Eigensinn erwiderte. Daher wurde die Italienerin auch sofort aus dem Dienst entlassen, aber dank seiner eheherrlichen Autorität gelang es endlich dem Baron, die leiden-

schaftliche Frau wenigstens zum Schweigen zu bringen. Obwohl er im allgemeinen ein sanftmütiger stiller Mann war, so sagte er ihr jetzt doch in kurz befehlendem Tone: er wolle den Ruf und die Ehre seines Hauses durch ihre albernen Einbildungen nicht befleckt wissen. Ausdrücklich verlange er, es sollen dem schuldlosen, armen Knaben, den er selbst stets als seinen eigenen Sohn anerkennen würde, gleich dem ältesten, unbestrittene Kindesrechte eingeräumt werden. Dann sprach er von Muttergefühlen und Menschenpflicht und bat darum, barmherzig zu sein und von diesem düsteren Vorfall niemals etwas zu Thilos Ohren kommen zu lassen.

Zum größten Unglück des Knaben mußte jedoch der gutherzige, edle Vater bald das Zeitliche segnen.

Nun hatte Frau Theophila freies Spiel. Von dieser Zeit an begann ein wahres Martyrium für den bedauernswerten Knaben. Sohnesrechte, wie es der Verblichene befohlen, genoß er nur scheinbar; weniger Eingeweihte hätten freilich kaum wahrgenommen, daß bei äußeren Veranlassungen die schöne Schloßfrau einen Unterschied zwischen ihm und dem um drei Jahre älteren Joachim machte.

Allein hier, verehrte Gräfin, in diesen vergilbten Blättern, welche ausgefüllt sind von Thilos eigener Handschrift, hier ergießt sich das ganze ergreifende Wehe eines tiefgekränkten Jünglingsherzens. „Der

Gauklerbub!“ Jenes von den Lippen der leiblichen Mutter, wie von denen des Bruders unzählig oft geflossene entsetzliche Wort verfolgte ihn überall hin und hing gleich einer Sklavenkette an Thilos Füßen — über Kindheit und Jugend hinaus.

Doch jene Aufzeichnungen sind zu düster und anklagend, ich will daher nicht darauf eingehen!“ unterbrach mit lautem Seufzer der alte Herr seine Erzählung und blätterte einige Seiten seines Manuskriptes rasch um. „Hier kommen wir aber wieder zu einem wichtigen Abschnitte, verehrte Gräfin. Theophila starb, nachdem sie es Gott Lob nicht erreichte, dem jüngeren Sohne das väterliche Erbteil zu entziehen. Der ältere Bruder jedoch, ein hochfahrender, ehrgeiziger Mensch, der sich den Grafentitel zu verschaffen gewußt, und zur evangelischen Kirche übergetreten, unterließ nichts, um den brüderlichen Nachbar fortan zu quälen und zu demütigen. Auf ihm ruhte nun einmal der Fluch des Verdachts seiner Mutter, den zu bewältigen ihm lange Zeit unmöglich schien. Endlich zeigte sich an Thilo, als er sich um die Hand eines edlen, schönen Mädchens bewarb, das er als Gattin ins Schieferschloß führen wollte, die Macht der Gerechtigkeit. Bei einer im Dorfe ausgebrochenen Feuersbrunst rettete der junge, unerschrockene Mann mit eigener Lebensgefahr ein altes, lahmes Mütterchen vom sicheren Flammentode. Er ließ die bewußtlose Frau aufs

Schloß bringen und ihr dort die sorgsamste Pflege zu teil werden. Als sie nach einigen Tagen wieder hergestellt und gekräftigt war, plauderte sie nach alter Leute Art von vergangenen Ereignissen; ohne zu ahnen, welchen Zusammenhang die Geburt des Gutsherrn mit der des Kindes der Gauklerin hatte, erzählte die noch völlig geistesfrische Frau auch von jenem italienischen Weibe, welches damals in ihrem Häuschen Unterkunft gefunden. Sie selbst sei es gewesen, die das neugeborene Knäbchen Anitas zuerst in den Armen gehalten. Als ganz besonders interessant hob die geschwätzige Alte hervor, daß an des Kindes linkem Händchen nicht wie bei allen Menschen fünf — sondern sechs vollständig wohlgebildete Finger gesessen hätten, was für sie eine große Merkwürdigkeit gewesen sei.

Wie mochte diese, aus des schlichten Weibes Munde kommende Nachricht den um seiner Geburt willen so oft geschmähten Mann in Entzücken versetzt haben! Ein Fingerzeig des Herrn! Ja, das war es in der That! Obgleich seit jenem Ereignis mehr als vierundzwanzig Jahre verflossen waren, so eilte er doch unverzüglich hinaus nach dem Gottesacker und fand nach vielem Suchen das halbverfallene, mit einem Gedenkstein geschmückte Grab. Ein Umstand sollte Thilo auch noch besonders dabei zu Hülfe kommen. Die äußerst günstige Lage und der felsige Untergrund des Tanneberger Kirchhofes

ließen nämlich die Leichen dort nicht verwesen, sondern in eine Art mumienhafte Verschrumpfung übergehen. Im Beisein einer Gerichtsperson und des Gutsherrn vom Schieferschlosse untersuchte ein Arzt die zu Tage geförderten Überreste des kleinen Fremdlings eingehend — wirklich war noch jedes Glied des zu einer braunen, lederartigen Masse verwandelten Kindeskörpers genau zu erkennen. Und richtig, am linken Handwurzelknochen saßen sechs wohlerhaltene Fingerchen! Welch eine freudige Entdeckung! — Ja, bei dieser Scene hätte ich Zeuge sein mögen, verehrte Gräfin, um den Ausdruck seelischer Freude und Verklärung in den Zügen des armen Thilo beobachten zu können!" sagte nach einer Pause Herr v. Schönwald, indem er sich mehrere Minuten an der stummen Überraschung des jungen Mädchens geweidet hatte. Mit Nachdruck und gehobener Stimme fuhr er darauf fort: „Gerechtfertigt — glänzend gerechtfertigt war Baron Thilo. Aber er war auch praktisch und verfehlte nicht, die ganze Sache sofort zu Protokoll nehmen und amtlich beglaubigen zu lassen. Hier haben Sie dieses wichtige Dokument!"

„Aber, mein Himmel, dann muß der schreckliche Irrtum Joachims doch damals schon aufgeklärt worden sein! Ganz sicher ist der tiefbeleidigte Mann vor den unnatürlichen Bruder mit den Worten hingetreten: „Siehe hier, Joachim, da hast Du den

überzeugendsten Beweis von unserer wahrhaftigen Blutsverwandtschaft!" Wie konnte dieser unselige Haß sich noch weiter fortspinnen — sogar bis zu unserer Zeit?" fragte Sitta zitternd vor Erregung und mit begeisternd flammenden Augen.

„Ja, warum? Nicht wahr, das meint jeder human denkende Mensch!" entgegnete der Landrat, im Eifer des Sprechens ganz vertraulich nach der Gräfin Hand fassend. „Graf Joachim hatte leider nicht Ihre Denkungsart, Komtesse! Kaum glaublich klingt es, doch ich sage Ihnen: Abweisen durch seinen Diener, schnöde abweisen ließ er den Bruder und sich jeden erneuerten Annäherungsversuch aufs Strengste verbitten! Diese Kränkung wurde Thilo zu teil, als er voller Freude über jene Entdeckung Joachim von seinem Irrtum überzeugen wollte. Das war der Tag, an dem die zwischen den beiden Schlössern bestehende Kluft fast zu einem Abgrunde erweitert wurde. Thilo v. Tanneberg aber, dessen edler Charakter dem meines guten Schwagers, der seinen Namen trägt, glich, verschloß eigenhändigst diese Schriften ins Archiv, beugte sein Haupt und sagte: „Wie Gott will!" Und seine Demut hat ihm Früchte getragen. Ein kerniger, an Leib und Seele gesunder Stamm und reicher Gottessegen ist ihm erblüht — das hat die Gegenwart bewiesen! — So, meine verehrte Gräfin, nun bin ich am Ende," fügte der alte Herr in sichtlicher Bewegung

hinzu, während er sich mit dem Taschentuch über Stirn und Augen strich. „Wollen Sie nun die Papiere hier behalten, wollen Sie die notariell beglaubigten Unterschriften — die Amtssiegel aus dem Jahre 1714 gefälligst prüfen? Es steht alles zu Ihrer Verfügung!“

Sitta erwiderte auf diese Frage kein Wort. Langsam erhob sie sich von ihrem Sitze und erfaßte des alten Mannes Hände. So standen sich beide in stummer Rührung mehrere Minuten gegenüber — dann kam es in weichen Lauten aus ihrem vor innerer Erregung bebenden Munde:

„Sagen Sie meinem teuren Oheim, dem Freiherrn v. Tanneberg, es hätte wahrlich nicht erst dieser vorgreifenden Enthüllung bedurft, um in meinem Herzen für ihn die innigste Verehrung und Hochachtung zu erwecken. Aber sagen Sie ihm auch, falls ein schwaches Mädchen es vermöchte — Kränkungen und unzählige Bitterkeiten, die stets mit edler Selbstverleugnung hingenommen worden sind, vergessen zu machen, so würde von mir nichts unversucht bleiben, den von meinen Vorfahren an der Ehre unseres eigenen Wappenschildes begangenen Frevel gut zu machen. Beim Allmächtigen, kein Opfer wäre mir hierfür zu groß!“

„Sie brauchen nichts zu versichern — nichts zu thun, als einzig nur fortzufahren, dem alten vortrefflichen Manne, der in seinem Herzen bereits —

Ihnen Tochterrechte einräumt, Ihre Liebe und Freundschaft zu bewahren. Das genügt!"

Unter holdem Erröten senkte Sitta den braunlockigen Kopf und flüsterte mit auffallender Wärme dem Landrat zu:

„O, ich weiß wirklich nicht, wie ich so viel Güte und Nachsicht vergelten soll!"

Schweigend packte Herr v. Schönwald bereits seine Manuskripte zusammen.

„Und wie soll ich Ihnen danken?" fragte Sitta mit mühsam errungener Fassung nach einer Pause.

Der Dank lag schon in der Erlaubnis, hierher kommen zu dürfen," erwiderte er freudig bewegt, „ich habe wieder einmal die Überzeugung gewonnen, es thut der liebe Gott nichts ohne Grund! Sie, Gräfin, gehören zu den wenigen Hochbegnadeten, deren erleuchteter Geist stets das Richtige erfaßt — lange vorher, ehe Unsereiner zu klarem Verstand und rechter Überlegung erwacht!"

Nach diesen Worten verließ Herr v. Schönwald rasch das Gemach.

Zwölftes Kapitel.

Es mochte um die vierte Stunde eines regnerischen September-Nachmittags sein, als Manfred, von einem Ausgange heimkehrend, seine in der Schwanthaler Straße zu München belegene elegante Wohnung betrat. Da die Dienerräume sich an der Rückseite des Hauses befanden, so hatte keiner der Demostiken ihn eintreten hören. Dieser Mangel an Rücksicht war dem jungen Maler ganz genehm; er beabsichtigte ungestört zu bleiben und später mit Kollegen den Abend im Café Luitpold zu verleben.

Nachdem er im Entree sich des Paletots und Regenschirms entledigt, schritt er, wie das seine Gewohnheit war, zuerst nach dem Atelier hinüber.

In der Einrichtung dieses durch Oberlicht erhellten Raumes erkannte man Manfreds künstlerischen Geschmack, der den Kern seines Wirkens und Schaffens in Bayerns kunstgesinnter Hauptstadt bildete. Ausgestattet mit allem erdenklichen Komfort und dem wahrhaft pomphaften Luxus einer stilgerechten

Atelierausstattung des 19. Jahrhunderts, lag das eigentümlich Fesselnde hier jedoch nicht in der Verschwendung kostbarer Stoffe und namhafter Kunstgegenstände, sondern einzig in der genialen, dabei aber harmonischen Zusammenstellung des Ganzen.

Auf der Staffelei, in prächtig geschnitztem Rahmen stand des jungen Künstlers jüngstes Werk, und wäre es Sitta vergönnt gewesen, diese meisterliche Schöpfung zu erblicken, sie hätte gewiß einen hellen Ruf des Entzückens laut werden lassen. Das war ja der Tanneberg mit seinen Schwesterschlössern, so naturgetreu, so wundervoll aufgefaßt, im goldigen Schimmer des in den Fensterscheiben sich wiederspiegelnden Abendrotes, mit der grünen Bergeskette des Thüringer Waldes im Hindergrunde. Man konnte fast meinen, das sei da Wirklichkeit und nicht Gemaltes! Heiteren Sinnes trat Manfred dicht an die Staffelei heran und wohlgefälligen Blickes betrachtete er die fast vollendete Arbeit. Doch mit einem Mal stutzte er und ließ einen Ruf der Überraschung hören:

„Oho! Was heißt denn das? — Blumen — für mich? — — —"

Seitwärts am Rahmen befestigt saß ein faustgroßer frischer Veilchenstrauß, der die Luft mit süßem Wohlgeruche erfüllte. Sichtlich befremdet, schüttelte Manfred den Kopf — er sann und sann und fand doch keine Erklärung, auf welche Weise

diese zarten Kinder Floras hier in sein Atelier gekommen sein mochten. Ein so berühmter Mann gleich Lenbach war er nun doch noch nicht, daß Fremde kamen, um sein Atelier zu bewundern, und irgend ein enthusiastischer Kunstfreund — oder eine Freundin — ihm diese stille Huldigung dargebracht hätte. Nur ein guter Bekannter mußte also hier gewesen sein! Wer aber in aller Welt? Die Kollegen waren allerdings nicht so poetisch veranlagt, um seine Schöpfungen mit frischen Herbstveilchen zu schmücken, und Damenbekanntschaften besaß er in München so gut wie garnicht, insbesondere keine, die sein Atelier zu betreten wagten. Ja, wer war es denn nur gewesen — welche Dame — denn nur zarte Frauenhände hatten jenen geheimnisvollen Strauß dort an das Bild gesteckt, dessen war er überzeugt. —

Doch halt, bald wollte er Gewißheit erlangen — rasch schellte er, worauf ein junger Diener in der freiherrlich Tanneberg'schen Livree an der Thür erschien und, sichtlich überrascht, den einer Entschuldigung ähnelnden Ausruf ausstieß:

„Ach, der Herr Baron sind schon zurück und ich habe mich der Unachtsamkeit zu zeihen!"

„Thut nichts, Karl, ich bin eher heimgekehrt, als ich anfänglich im Sinne führte," lautete der kurze Bescheid.

In strammer Haltung stand der Bediente vor

dem Gebieter und fragte devot: „Der Herr Baron befehlen?“

„Ich wollte nur wissen, Karl, wer während meiner Abwesenheit hier im Atelier gewesen ist,“ äußerte Manfred und bemühte sich, seine innere Aufregung vor dem Diener zu verbergen.

„Sehr wohl, Herr Baron!“ entgegnete dieser, der den Veilchenstrauß mit Blick ender Bewunderung unausgesetzt im Auge behielt. „Ein Herr und eine Dame wünschten den Herrn Baron zu sprechen — es mochte wohl so gegen drei Uhr sein. Sie schienen sehr enttäuscht, Hochdieselben nicht anzutreffen!“

„Haben sie Karten abgegeben — oder wenigstens ihren Namen genannt?“

„Nein, Herr Baron. Die Herrschaften haben mich nur beauftragt, zu melden, sie würden gegen die fünfte Stunde sich wieder hier einfinden!“

„Seltsam!“ Waren es Leute, die ich kenne — ich meine aus München?“

„Wohl kaum, denn die Dame äußerte, sie seien in den „Vier Jahreszeiten“ abgestiegen! Der Herr war von des Herrn Barons Größe, hatte auch dasselbe dunkelgelockte Haar, nur trug er einen Vollbart, und so viel ich mich entsinne, war seine Nase etwas gebogen.“

„Das könnte allenfalls auf meinen Bruder passen — aber die Dame? Hm? — War sie hübsch — jung?“

„Jawohl, Herr Baron, sehr jung und sehr hübsch,“ entgegnete Karl, als Diener eines kunstsinnigen Herrn mit Kennermiene. „Sie ähnelt ein wenig dem Studienkopf, den der Herr Baron vor acht Tagen an den rumänischen Kunsthändler verkauft haben!“

Immer verwunderter schüttelte Manfred das Haupt und fragte weiter:

„Haben die Fremden sich hier umgesehen?“

„Mehr als ich eigentlich wohl zugeben durfte!“ gab der Bediente mit Wichtigkeit und im Vollgefühl seines Amtes zurück. „Die junge Dame war besonders lebhaft, sah sich neugierig im Atelier um und that sehr ungeniert. Schließlich nahm sie jenen Veilchenstrauß von der Brust und befestigte ihn dort am Rahmen!“

„Gut, die Sache wird sich ja bald aufklären. Ich hatte zwar die Absicht, heute noch auszugehen, werde nun aber hier bleiben und den angekündigten Besuch erwarten. Sobald es dunkelt, kannst Du die Lampen hier und drüben im Wohnzimmer anzünden!“

„Zu Befehl, Herr Baron!“ Damit machte er kurz Kehrt und verschwand.

In tiefes Sinnen versunken, blieb Manfred einige Minuten regungslos stehen. Eigentlich wußte er nicht, ob es freudige oder bängliche Regungen waren, die sein Herz plötzlich schlagen machten. Seit er damals, vor Wochen, innerlich grollend das Schieferschloß verlassen hatte, waren ihm die Tage in steter

Einförmigkeit, ohne irgend welche beunruhigende Ereignisse dahingeflossen. Längst hatte er sich mit dem Gedanken, seine schönsten Hoffnungen und Wünsche vernichtet zu sehen, vertraut gemacht — nun überkam ihn plötzlich ein beklemmendes Angstgefühl bei dem Gedanken, es könnte jener Besuch all die schmerzlichen Erinnerungen der letzten Zeit, deren er sich glücklich zu entledigen gesucht hatte, aufs neue wachrufen. Sollte der Bruder in der Absicht gekommen sein, ihm über Sitta und Fernando etwas Besonderes mitzuteilen? Wer in aller Welt war aber denn die ihn begleitende junge Dame? Was er seit seiner Abreise aus der Heimat gehört hatte, war ziemlich unbefriedigend. In seiner knappen Weise hatte der Vater ihm nur mitgeteilt, Graf Tanneberg wäre an den Folgen einer Verwundung, die ihm der wütend gewordene Argo beigebracht, aus dem Leben geschieden und Gräfin Sitta sei deshalb Besitzerin des Ziegelschlosses geworden. Fernando befände sich wohl und in der Genesung — und Onkel Hans sei nach vierzehntägigem Besuche wieder heimgekehrt. Ausführlichere Berichte hatte dieser Brief nicht enthalten. Mit keiner Silbe war über die Beziehungen zwischen den Schlössern erwähnt worden, und ob sie sich nun endlich freundschaftlich gestaltet hätten — nichts von jenem seltsamen Besuche Sittas bei Fernando, von dem Baron Thilo doch ohne Zweifel gehört haben mußte

Und ebensowenig schrieb er etwas von den Zukunftsplänen dieser beiden — nach seiner Ansicht — bethörten jungen Menschen. Ja, Manfred sagte sich, der Vater habe alle jene ihn berührenden Angelegenheiten absichtlich zu erwähnen vermieden.

Einerseits unbefriedigt, anderseits auch beruhigt, hatte er damals das Schreiben bei Seite gelegt und fortan bemühte er sich, jedweden Gedanken an seinen letzten Aufenthalt im Schieferschloß tapfer aus dem Sinn zu schlagen. Da Arbeit stets das heilsamste Mittel ist, um einen aufrührerischen Geist zu beruhigen, so hatte Manfred sich wieder in die Kunst vertieft und die große Aufgabe, sein Bild binnen einigen Wochen zu vollenden, glänzend gelöst. In diesem Augenblick aber lag wieder jener beklemmende Druck auf seinem Gemüte, der ihm die letzten Tage daheim vergällt hatte. Eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, es müsse dieser Besuch in enger Beziehung stehen mit allem, was noch vor kurzem ihn so mächtig bewegt. In fieberhafter Ungeduld sah er jetzt dem Kommen der Fremden entgegen. Die Uhr zeigte erst zwanzig Minuten nach Vier, er mußte also noch eine reichliche halbe Stunde warten. Um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, setzte er sich nieder und schrieb einige geschäftliche Briefe, die jedoch nur zu kurze Zeit in Anspruch nahmen. Darauf durchmaß er unruhigen Schrittes das Atelier, welches der Diener nach einer Weile wieder betreten

hatte, um die Lampen anzuzünden. Ungeduldig und mißvergnügt ergriff Manfred jetzt ein Buch und warf sich in den nächsten Sessel. Dort saß er, der Thür den Rücken kehrend, und stierte, ohne sich den Sinn des Gelesenen klar zu machen, auf die Seiten. Er war außer stande, seine Gedanken zu regeln, immer wieder sah er im Geiste Sitta vor sich stehen, mit dem langwallenden, lichtblauen Seidenkleide und dem blumengeschmückten Haar, wie er sie vor Fernandos Zimmerthür erblickt hatte. Wie kam es nur, daß grade dieses Mädchen es ihm angethan und jedes andere weibliche Wesen ihm vollständig gleichgültig ließ? Nur sie allein liebte er, nur mit ihr vermochte er sich eine glückliche Zukunft zu denken. — Sitta, die Herrin des Ziegelschlosses und unumschränkte Gebieterin daselbst! folgerte er weiter. Wie sonderbar sich die Verhältnisse doch gestaltet hatten! Ob sie sich vielleicht schon einmal ihres Gespräches im Schutzhäuschen des Waldes erinnert haben mochte? —

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß Manfred vollständig regungslos in seine schmerzlichen Betrachtungen versunken da, ohne den Eintritt der beiden Personen ins Atelier wahrgenommen zu haben. Beinahe entsetzt fuhr er in die Höhe, als er sich plötzlich von Frauenarmen ungestüm umschlungen und mehrere Küsse auf seiner Wange brennen fühlte. —

„Perdoe amigo Manfredo! Aber mein Herz treibt mich ganz gewaltig dazu, Dich in geschwisterlicher Weise zu umarmen! Da mußt Du Dir diese stürmische Begrüßung schon gefallen lassen!" tönte es in melodischen, ihm seltsam bekannt klingenden Lauten an sein Ohr. Emporspringend starrte er verstört in das lachende Angesicht einer reizenden jungen Dame. Allgütiger Himmel, was war denn das? Träumte er, war er berauscht? Hatte der Schreck seine fünf Sinne gefangen genommen? Diese Züge, diese strahlenden Augen, diese unter einem aufgekrempten, eleganten Strohhute sich kräuselnden, dunklen Locken — das alles war ihm doch längst bekannt! Wollte man ihn narren?

„Fer — nan — do! Bist Du es — oder bist Du es nicht?" stammelte er völlig verwirrt.

Allein der Begleiter der Dame, sein Bruder Friedrich, war schon herangetreten, hatte Manfreds Schulter von rückwärts umfaßt und sagte mit Heiterkeit und Rührung kämpfend:

„Nein, nicht Fernando, sondern Fernande, meine kleine Frau ist es, die vor Dir steht, um sich Verzeihung zu holen für allen unverschuldeten Betrug und alle verschuldeten Schelmenstreiche, durch die sie sich an Dir, mein teurer Bruder, so arg vergangen hat."

„Fernando — Deine Frau?" Mit weit aufgerissenen Augen, ohne den Blick von des jetzt hoch-

erglühten jungen Weibes Angesicht abzuwenden, prallte Manfred zurück und sagte unwillig:

„Geht, ach geht, Ihr wollt Euch einen schlechten Spaß mit mir erlauben und meint, ich sei einfältig genug, diesen gut erfundenen Fastnachtsscherz zu glauben. Wenn das alles ist, was Ihr nach fünfwöchentlicher Trennung mir zu sagen habt, dann ist es wirklich schade um die Reise nach München!"

Jetzt aber unterbrach die junge Frau den Redefluß ihres zürnenden Schwagers, indem sie seine Hand ergriff und schmerzlich bewegt sagte:

„Manfred, so sieh mich doch nicht so unversöhnlich und finster an! Ja, ich wußte, es würde so kommen und war auf solchen Empfang gefaßt! Wohl haben wir ein Unrecht an Dir begangen, Dich nicht in unser Geheimnis eingeweiht zu haben, aber laß Dir's jetzt gesagt sein, Manfred, es ist nicht mehr Verkleidung und Mummenschanz! Nur um uns Deine Verzeihung zu erbitten, sind wir hergekommen. So wahr wie ich den dort, meinen Federigo über alles liebe — ebenso wahr bin ich Fernande, Deine Schwägerin!"

Tiefe Stille herrschte nach diesem Bekenntnis unter den drei sichtlich bewegten Menschen. Man hätte glauben können, des Malers Geist müsse den eigentümlichen Sinn dieser plötzlich auf ihn eindringenden Enthüllung erst recht erfassen. Das war also wirklich kein Mann — Fernando war die Frau seines Bruders!

„Ich bin Fernande, Deine Schwägerin!“ so tönte es noch immer an Manfreds Ohr. „Fernando ein Weib! Mein Gott, bin ich denn blind gewesen all die lange Zeit des täglichen Zusammenseins daheim?“ rief er verwundert aus, indem er sich mit beiden Händen nach dem Kopfe faßte und in seinen Sessel zurücksank. Wie von schwerer Sorgenlast befreit, atmete er dann mehrere Male tief auf.

„Ja, Manfred, es kam mir manchmal recht hart an, mein Geheimnis vor Dir zu verbergen,“ sagte die junge Frau in sanftem Tone.

„Wußte niemand darum?“ forschte der Maler in ängstlicher Hast, während er den Blick zu Boden senkte.

„O doch, Pater Peregrin und meine liebe, gute Freundin Sitta waren unsere Vertrauten,“ entgegnete mit feinem Lächeln Fernande.

In seltsam freudiger Aufregung erhob sich Manfred wieder vom Sessel und stürmte einige Male durch das Atelier, wobei er in abgerissenen Sätzen hervorstieß:

„O Friedrich, welche Entdeckung! — Warum erfahre ich — gerade i ch — das erst jetzt? —“

„Wir sind nur zu dem Zweck hergekommen, um Dich hierüber aufzuklären, Manfred! Es ist eine lange Geschichte, welche, so seltsam und befremdend sie Dir auch klingen mag — doch sicher dazu bei-

tragen wird, unsere Handlungsweise in Deinen Augen zu rechtfertigen und zu entschuldigen," gab der Ältere warm zurück.

„Nicht wahr, Amigo, Du wirst mir verzeihen?" bat jetzt auch Fernande mit einem an „Fernando" erinnernden Schelmenlächeln.

„Verzeihen? Mein Himmel, was denn? Diese Aufklärung beglückt mich ja ganz maßlos, und es ist wohl an mir, Euch wegen meines unfreundlichen Empfanges um Vergebung zu bitten!" versetzte Manfred feurig, während seine strahlenden Augen an der Schwägerin reizender Gestalt hafteten.

So ebenmäßig schön war Fernandes Figur, so unwiderstehlich anmutig die ganze Erscheinung, daß Manfred sich kaum entsinnen konnte, eine so auffallend hübsche Frau jemals gesehen zu haben. Das, was bei dem Jünglinge Fernando stets störend gewirkt, die allzu große Weichheit der Linien des edel geschnittenen Gesichts, die Zartheit der graziösen Gestalt, bildete nun ein wahrhaft harmonisches Ganzes. Hingerissen durch seine überquellenden Empfindungen und sichtlich entzückt über des Bruders Wahl, trat Manfred in schüchterner Galanterie jetzt dicht an Fernande heran und küßte ihr zum Zeichen stummer Ehrerbietung die Hand. Dieselbe wohlgebildete weiße Hand war es, welche er an Fernando oft bewundert und für einen jungen Mann viel zu schön gefunden hatte.

Mit den eigentümlich durchdringenden Blicken ihrer großen Augen sah sie ihn dabei eine Weile voll und fest an und sagte leise:

„Nun wirst Du auch nicht mehr — eifersüchtig auf mich sein, Amigo! Graças a Deus, das war oft gar schwer für mich, Dir gegenüber Ruhe und Contenance zu bewahren!“

Die Stirn von heißer Röte bezogen, wandte Manfred sich schnell ab und führte, um seine Verlegenheit zu verbergen, die Gäste nach seinem Wohnzimmer hinüber, wo man sich niederließ.

Dort, die Hand des jungen Weibes fest in der seinen haltend, begann dann Friedrich seine Erzählung:

„Fernande und ihr Zwillingsbruder Fernando, der ihr jetzt noch zum Verwechseln ähnelt, sind so zu sagen ein mir übertragenes Vermächtnis. Mein unvergeßlicher Freund, Pecle da Costa Lucea, ihr Vater, hat diese beiden jungen Menschen auf seinem Sterbelager mit den Worten mir ans Herz gelegt:

„Ich scheide ohne Sorge um meine Kinder, denn Du, Federigo, wirst ihnen Vater, Ratgeber und Beschützer sein!“

Damals zählten die Geschwister 17 Jahre. Aber, obgleich das ihnen zufallende Vermögen nur unbedeutend war, so war mir um Fernandos Zukunft durchaus nicht bange. Der intelligente, feurige Jüngling bewies gar bald, daß er in des Dahingeschiedenen Fußstapfen treten und diesem an That-

kraft und Charakterstärke nicht nachstehen würde. Mein junger Pflegebefohlener hatte schon zu des Vaters Lebzeiten Dienste in der Marine genommen und hat heute, mit zwanzig Jahren schon das Unterlieutenantspatent erlangt. Dieses mir anvertraute holde Kind hier übergab ich dem Kloster „Zum Herzen Jesu“ in Lissabon. Ohne mich in sanguinischen Hoffnungen zu wiegen, hätte ich aber damals schon verraten können, welch süßes Geheimnis, welch leise aufdämmerndes Glück Fernandes Kinderaugen für mich bargen. Zwei lange Jahre hindurch habe ich meinen kleinen Schützling nur selten gesehen, denn ich hielt es für Ehrenpflicht, des jungen Wesens noch so kindlich reines Gemüt nicht durch Worte und Blicke zu beunruhigen. Fernando war zu dieser Zeit auf hoher See. Nachdem ich meine Prüfungszeit glücklich überstanden, trat ich bei der Geliebten mit meinen Wünschen hervor und . . .“ — hier zog der Erzähler die Hand der schönen Frau an die Lippen — „und fand Erhörung. Ich glaube auf diese Weise das dem heimgegangenen Vater gegebene Wort am besten eingelöst zu haben. Im Hause einer entfernten Verwandten Fernandes, welche in dem paradiesisch gelegenen Cintra ihren Wohnsitz hatte und mütterliche Teilnahme für die junge Waise an den Tag legte, verflossen die seligen Monate unseres Brautstandes. In Cintra, das schon Lord Byron als den schönsten Ort der Erde

bezeichnet, feierten wir in aller Stille, darum aber um so weihevoller und poetischer, unseren Hochzeitstag. Der König Don Luiz übersandte mir ein eigenhändiges Glückwunschschreiben und enthob mich in gnädigster Weise einige Wochen des Dienstes.

Sorgenfrei hätte ich mein junges Glück fortan genießen können, wenn nicht plötzlich mit aller Macht die heiße Sehnsucht nach der Heimat in mir erwacht wäre. Gewaltsam trieb es mich fort. „Gehe — gehe —! Du machst Dich einer Sünde gegen Dein armes Weib schuldig, wenn Du es nicht hinführst ins Vaterhaus!" rief eine mahnende Stimme tausend Mal in meiner Brust. Und gebot die Pflicht mir nicht auch, die Zukunft des geliebten Wesens genügend zu sichern? War ich jetzt, wo ich mir einen eigenen Herd gegründet, nicht doppelt verantwortlich für das, was ich that oder unterließ? Mußte ich, um des Vaters Verzeihung zu erlangen, nicht das Möglichste aufbieten? Mit Fernando, der damals grade auf Urlaub bei uns weilte, besprach ich alles reiflich, und dem ritterlich gesinnten und für jede kühne Handlung sich schnell begeisternden Jüngling gelang es, auch den letzten Rest von Zaghaftigkeit bei mir zu besiegen. Er spornte mich täglich an, dem Könige, dessen Edelmut und wahre Menschenfreundlichkeit ich während der letzten Jahre genügend kennen gelernt, mein Anliegen vorzutragen, indem er meinte, er würde die Gründe für meine Abreise von Portugal

anerkennen und mein Abschiedsgesuch bewilligen! Und wirklich, in gnädigster Weise wurde mir alles gewährt. Eine erhebliche Schwierigkeit aber machte mir die Beantwortung einer Frage noch. Sollte ich daheim, wo ich schon für mich allein um Nachsicht zu bitten hatte, wo ich Jahre hindurch als Verschollener gegolten, sollte ich dort jetzt gleich mit einer Frau erscheinen und dem Vater eine fremde Tochter zuführen, noch bevor er dem Sohne vergeben? Das wäre wohl mehr als gewagt gewesen. Da regte sich in Fernandes Köpfchen der etwas abenteuerliche, geniale Gedanke an eine Verkleidung. Sie erzählte mir, sie hätte schon zu Lebzeiten ihres Vaters oftmals des Bruders Anzüge scherzweise angelegt und dieser habe sich dann über die wahrhaft überraschende Ähnlichkeit beider köstlich amüsiert.

„Lasse mich als Dein junger Schützling Fernando des gestrengen Vaters Herz zu gewinnen trachten, und erst, wenn er mich näher kennen und lieben gelernt, wollen wir mit der Wahrheit ans Licht treten," bettelte sie in der Dir wohlbekannten Weise.

Lange — sehr lange bin ich mit mir zu Rate gegangen, das kannst Du mir glauben, Manfred. Der Plan war immerhin ein sehr gewagter und mein Gefühl sträubte sich, Fernande den Unannehmlichkeiten und Gefahren einer solchen Maskerade auszusetzen. Schließlich aber überwand der Gedanke,

daß es ja doch nur zu ihrem Besten geschehe, meine Bedenken und wir reisten heim.

Das Weitere ist Dir bekannt, Manfred, und Du weißt, wie Fernande es verstanden hat, sich des Vaters Zuneigung zu erringen. Du weißt auch, wie oft der alte Herr scherzend äußerte: seine eigenen Söhne liefen Gefahr, zurückgesetzt zu werden!

Vielleicht habe ich damals ein Versehen begangen, nicht schon nach den ersten acht Tagen mit der Wahrheit hervorzutreten. Allein ein Umstand, um dessentwillen wir die Enthüllung stets wieder hinausschoben, mag als Entschuldigung für mein Zögern gelten. Bis dahin war Pater Peregrin der Einzige gewesen, der unser Geheimnis kannte. Nun aber gestand mir Fernande eines Tages, sie habe sich auch Sitta entdeckt; ihr inniges Freundschaftsband hätte ein längeres Verheimlichen der Wahrheit zur Unmöglichkeit gemacht, daher . . .“

„O bitte, Federigo, lasse mich jetzt weiter erzählen,“ bat die junge Frau, indem sie in ihrer Lebhaftigkeit die Hand auf des Gatten Mund legte. „Einzig und allein nur um Sittas willen, die mir wie eine Schwester teuer geworden, habe ich meine Männerrolle so lange fortgespielt. Denn nur auf diese Weise wurde der unbeschränkte Verkehr mit der Freundin mir ermöglicht. Als Federigos Gattin wäre es mir wohl niemals gestattet gewesen, so harmlos mit Sitta zusammenzukommen. Zu jeder

Tageszeit im Walde und bei schlechtem Wetter auf dem geheimen Verbindungsgange zwischen den Schlössern haben wir uns getroffen und glückliche, heitere Stunden miteinander verlebt. Pater Peregrin selbst hatte den Schlüssel zu jener verhängnisvollen Thür in meine Hand gelegt. Immer enger schloß Sitta sich an mich an und immer fester ward bei ihr der Entschluß, zu unserer Kirche überzugehen," fügte Fernande hinzu. Der Ausdruck ängstlicher Spannung in Manfreds Zügen konnte ihr unmöglich verborgen bleiben. Jetzt aber, wie von einem elektrischen Schlage berührt, fuhr dieser in die Höhe und rief:

„Mein Gott, was — was sprichst Du da? Was hat Gräfin Sitta gethan?" Dabei hingen seine Blicke in verzehrender Ungeduld an den rosigen Lippen der Erzählerin.

„Wie? Das weißt Du noch nicht?" fragte diese scheinbar unbefangen, aber mit verräterischem Zucken des hübschen Mundes.

„Nichts — garnichts weiß ich!" beteuerte Manfred, während seine Brust unter hastigen Atemzügen auf- und niederwogte und Fernande lebhaft fortfuhr:

„Nun ja, Sitta v. Tanneberg ist jetzt eines Glaubens mit uns."

Das Antlitz mit den Händen bedeckt, lehnte Manfred regungslos im Sessel; sowohl Friedrich

als Fernande sahen, welch tiefen Eindruck diese Mitteilungen auf ihn machten.

Nachdem die junge Frau dann auch noch über den weiteren Verlauf der sich im Ziegelschlosse zugetragenen schmerzlichen Begebenheiten berichtet hatte, faßte Friedrich des Bruders Hand und sagte mit Wärme: „Ja, mein Bruder, gar zu wundersam hat sich alles gefügt! Auch über unseren Häuptern haben die dunklen Wolken sich gelichtet! Mich überkommt oft das berauschende Gefühl einer wahren Glückseligkeit, die alles Leid und alle Enttäuschungen der Vergangenheit vergessen läßt!“

Stumm, gleichsam traumverloren nickte Manfred mit dem Kopfe, während Friedrich lebhaft erregt weiter sprach: „Aber Du mußt noch hören, wie der Vater die Enthüllung unseres Geheimnisses aufgefaßt hat. Es war ein paar Tage nach Fernandes Verletzung, als ich mir endlich ein Herz faßte und ihm eine unumwundene Beichte ablegte. Starren Auges, mit drohender Falte über der Stirn und ohne mich durch ein Wort zu unterbrechen, hatte der alte Herr mich bis zu Ende sprechen lassen — und auch dann noch blieb sein Mund eine lange Weile stumm. Darauf ergriff er meinen Arm und sagte kurz:

„Komm' mit mir!“

Schweigend schritten wir bis zur Thür von Fernandes Zimmer. Dort machte der Vater einige Minuten Halt und sah mich forschend von der Seite

an. In wildem Schlagen hämmerte mir das Herz in der Brust, denn sein Wesen und Gebahren hatte etwas Unnatürliches — Beängstigendes. Als wir eintraten, lag eine eigentümliche Düsterkeit über den sonst so milden Zügen; ich war auf eine ähnliche Scene, wie er damals vor Jahren mein Jünglingsherz so tief verwundete, gefaßt. Der Gedanke an Fernande und an die Möglichkeit, sie, die Teuere, Reine, würde nun auch unter des Vaters Härte zu leiden haben, verursachte mir namenlose Pein. Hülflos, den verletzten zarten Knöchel im Gypsverbande fest eingeschnürt, ruhte sie dort auf ihrem Schmerzenslager vor uns und lächelte uns ahnungslos heiter zu. Auffallend raschen Schrittes, als ob er eine unangenehme Sache bald zu erledigen wünsche, eilte der alte Herr zum Krankenbett. Doch, Allmächtiger! Träumte ich denn? Zauberte die innere Erregung mir trügerische Bilder vor die Sinne? Plötzlich sehe ich, wie der Vater die Arme um den Nacken meines Weibes schlingt und höre Worte mir entgegenklingen, die mich in einen Freudentaumel versetzten: „So also verfährt man mit dem Alten, dem seiner Kinder Glück wie nichts anderes auf Erden am Herzen liegt? Gefürchtet habt Ihr Euch vor mir und gemeint, ich würde dem Töchterlein, das endlich seinen Weg ins Schieferschloß gefunden, hartherzig die Thür weisen? Ihr närrischen Leute! Und nun gar Dir — Dir . . .!“

Hier brach des Vaters Stimme und deutlich sah ich, wie ein helles Naß ihm über den Bart rieselte. Dann fuhr er sich schnell über die Wange und sagte im Tone seines alten Humors:

„Des Friedels kleine Frau! Potzblitz, das war ja ein förmlicher Pagenstreich — und gut gelungen auch! Na, so ganz schlecht ist der Geschmack, den er bewiesen, nicht, obwohl ich neugierig bin, Dich endlich einmal in einem Dir würdigen Anzuge zu sehen! Arme Kleine, hast es, weiß Gott, nicht leicht gehabt! Nun, Dein Liebesopfer soll Dir auch gelohnt werden. Gemerkt mußt Du es längst haben, welche ganz wunderbar geheime Sympathien mich zu Dir hingezogen! Der Himmel segne Dich, Fernande — mein Liebling!"

Wie ein Kind an die Mutterbrust, so selig beglückt schmiegte sich Fernandes Lockenkopf an meines Vaters Brust, während ich nur in stummer Freude und Rührung die Hände falten konnte und ein leises Dankgebet nach oben sandte. So in jeder Hinsicht befriedigend und beruhigend endete unser kleiner Roman!"

„Und nun — was soll nun geschehen?" fragte Manfred, indem er die Hand des Bruders kräftig drückte. „Fürchtet Ihr nicht die üblen Folgen, welche die Enthüllung Eures Geheimnisses für Fernande haben könnten? Die Welt ist boshaft und gehässig."

„Pst, Amigo, dafür ist bereits gesorgt," lachte die junge Frau fröhlich auf. „Wir sind nämlich auf dem Wege nach Paris zum Eiffel-Turm, wo wir, laut Verabredung, mit dem wirklichen Fernando zusammentreffen wollen. Der Bruder soll mit uns zurück nach dem Schieferschloß, um dort meine Rolle weiter zu spielen. Er ähnelt mir so auffallend, daß selbst Du, Manfred, Dich täuschen ließest. Hoffentlich ist während der letzten Monate sein Bärtchen nicht gar zu üppig emporgesproßt. Irgend ein unschuldiges Märchen läßt sich schon erfinden, aus dem sich ergiebt, Federigo und ich schlossen erst kürzlich und nicht schon vor einem halben Jahre unseren Herzensbund. Meine Frauenehre bleibt somit gerettet! Nur die Herzogin v. M. erfuhr durch Sitta — notgedrungen — die Wahrheit. Allein so schroff und herzlos sie immerhin auch sein mag, so ist und bleibt sie doch eine „Dame", die gewiß nicht imstande wäre, eine grobe Indiskretion zu begehen."

„Dann bleibt mir wirklich nichts anderes übrig, als Euch von Herzen Glück zu wünschen," sagte Manfred mit Nachdruck und führte die Hand der Schwägerin noch einmal an die Lippen.

„So! Nichts weiter?" Mit schelmisch prüfenden Blicken schaute Fernande ihm, dem eine jähe Röte Stirn und Wangen überflutete, in die Augen. „Graças," ich meine, im Ziegelschloß gäbe es für Dich noch genug zu thun!"

„Still, still, kleine Ungeduld,“ wehrte der besonnene Friedrich gutmütig ab. „Im Ziegelschloß herrscht zur Zeit eine sehr trübe Stimmung und alles steht noch unter den Eindrücken der letzten schmerzlichen Begebenheiten. Das muß überwunden und vergessen werden. Wenn Du mir folgen willst, Manfred, so lasse erst einige Monate ins Land gehen, ehe Du Deinen Weg dahin nimmst. Dann... doch davon später, ich sehe, dieses Thema berührt Dich peinlich,“ fügte er rasch hinzu und erhob sich.

„Aber zum Christfeste dürfen wir Dich wohl daheim erwarten, Manfredo?“ fragte die schöne Frau, indem sie dem Schwager einen bedeutsamen Blick zuwarf. „Solch ein echter, deutscher Weihnachtsbaum muß, nach Federigos Beschreibung, wahrhaft entzückend sein, und was für reizende Überraschungen soll diese fröhliche — selige Zeit fast immer bringen!“

Wie ein ausgelassenes Kind klatschte Fernande in die Hände und hüpfte vergnügt im Zimmer herum.

In zufriedener, weihevoller Stimmung schied das junge Ehepaar von dem Bruder.

* * *

Es war ein Tag vor dem Christabende. In dichten losen Flocken fiel der Schnee zur Erde nieder

und hüllte Berg und Thal in ein echt weihnachtliches Gewand. Kein Windhauch regte, kein Ästchen bewegte sich — wahrhaft feierliche Stille lagerte über der Landschaft. Die alte Mutter Erde befand sich schon in ahnungsvoller Festtagsstimmung.

Der Forst war dicht verschneit, daher vom Wege wenig erkennbar, auf dem zwei Reiterinnen am Waldessaume in flottem Tempo entlang kamen. Unter den Hufen der ebenso kräftigen als stattlichen Rosse rollte sich der lockere Schnee zu harten Ballen, die weit hinausflogen über die weite schneebedeckte Ebene. An einer Stelle, von der man einen freien Ausblick ins Thal bekam und aus den verschneiten Bäumen des Parkes die Giebel der Schwesterschlösser hervorlugen sah, machten die Reiterinnen Halt. Mit sichtlichem Wohlgefallen weideten sie sich an dem vor ihnen ausgebreiteten prächtigen Bilde, welches dem von Manfred auf die Leinwand gebannten wohl als Seitenstück gelten konnte.

Ohne Unterlaß schneite es fort; lose Häufchen Schnee lagen bereits aufgetürmt auf dem Gezweig der Bäume und den am Wege stehenden Sträuchern. Es war ein echtes Weihnachtswetter.

„Herrlich, herrlich, Sitta! Ich möchte den ganzen Tag im Freien zubringen und mich wie die wilden Buben mit Dir schneeballen!“ sagte Fernande, die eine der Reiterinnen, indem sie die kalte, herbe Winterluft unter hörbarem Atemzuge einatmete.

„Solch ein deutscher Winter ist ganz nach meinem Geschmack. Sieh nur, wie wahrhaft idyllisch sich die kleinen Hüttchen dort unten mit ihren verschneiten Dächern ausnehmen — ihre Bewohner sind wahrhaft beneidenswert!"

Sitta, die zweite Reiterin, an welche sich Fernande gewandt hatte, blickte eine Weile träumerisch nach der bezeichneten Richtung hin. Während der verflossenen Monate war ihr Antlitz sichtlich schmäler geworden, die sonst darin ausgeprägte frohe Lebensfreude, der strahlende Übermut waren einem fast sinnenden Ernste gewichen. Kopfschüttelnd entgegnete sie:

„Der Arme, welcher in seiner dürftigen Hütte der strengen Winterkälte Trotz bieten muß, würde mit der ewig lachenden Sommerpracht Deiner Heimat gern tauschen, Fernande. Du, das heitere Kind des sonnigen Südens, hast dem Elende, wie es die rauhe Jahreszeit hier häufig mit sich bringt, noch niemals ins Auge geschaut. O, was gäbe ich darum, reich zu sein, um Not und Armut besser und nachhaltiger lindern zu können," fügte sie mit leisem Seufzer hinzu.

Fernande, deren seltene Schönheit durch den dunklen Reitanzug noch mehr gehoben wurde, schaute bei diesen Worten eigentümlich forschend zu der Freundin auf. Endlich fragte sie zögernd:

„Sage mir, Sitta, ist es wirklich wahr, was die

Leute reden, Du bist zwar in Bezug auf Geldangelegenheiten so verschlossen, daß es mir wie eine Indiskretion erscheint, ein solches Thema zu berühren, aber meine Freundschaft ermutigt mich zu einer Frage! Sage mir einmal ganz offen, hast Du die noch in seinen letzten Stunden verfügte, testamentarische Bestimmung Deines Großvaters buchstäblich erfüllt und Frau Dorothee die Summe von hundertunddreißigtausend Mark bar ausgezahlt?"

„Ja, Fernande, bei Heller und Pfennig bar ausgezahlt! Das gebot mir die Pflicht!" erwiderte das junge Mädchen kurz, allein mit einem so heiteren Blick, als empfände es noch jetzt die seelische Befriedigung über das Vollbringen eines guten Werkes.

„Also doch! Nun, so viel ist sicher, Sitta, die abscheuliche Person hat vorzüglich verstanden, die geistige Schwäche des alten Mannes zu benutzen, um ihre Zukunft noch im letzten Moment sicherzustellen! Das ist schändlich und Papa und Federigo sagen, Du hättest diese Bestimmung niemals einzuhalten gehabt — kein Mensch dankt Dir solche übertriebene Generosität!"

„Mag sein, Fernande, aber es giebt Angelegenheiten, die viel zu peinlich sind, um als trockene Geschäftssache behandelt und als leidiges Streitobjekt aufgestellt zu werden," versetzte Sitta ernst. „Der Großvater hielt besondere Stücke auf Frau Dorothee, so kann es doch wohl in seiner Absicht gelegen haben,

ihr ein Legat zu vermachen. Wohl habe ich die Summe mit schweren Opfern hergegeben, hätte ich sie aber der einstigen Haushälterin streitig gemacht, so würde sie mir stets wie ein Sündengeld auf der Seele brennen. Glaube es mir, meine Fernande, man muß wohl manchmal Opfer bringen!"

„Jawohl, Opfer! Das ist das rechte Wort!" rief die junge Frau in aufwallender Heftigkeit und Erregung. „Dein ganzes Dasein bestand bisher — und besteht noch aus Opfern. Um dieser schlauen Intrigantin willen mußt Du selbst Dich in Deinen Lebensgewohnheiten nun beschränken, mußt im Schweiße Deines Angesichts Dich mühen. Wir sehen es wohl, wie Du Dich von früh bis spät plagst, um den schwierigen Verhältnissen nur einigermaßen die Stirn bieten zu können. Und schließlich — o ich kenne jeden Deiner Gedanken —, schließlich wirst Du dieser falsch angebrachten Großmut wegen Dein Lebensglück zum Opfer bringen."

„Aber, Fernande, Dir läßt Deine lebhafte Phantasie alles in einem gar zu grellen Lichte erscheinen!" entgegnete Sitta mit leichter Erregung, die sie durch ein gezwungenes Lächeln zu verbergen suchte.

Der jungen Frau aber entging das schmerzliche Zucken des schönen Mundes nicht.

„Auf Deine ausweichende Antwort war ich schon gefaßt, allein sie hält mich nicht ab, heute einmal

mit Dir frei vom Herzen herunter zu reden, minha senhora!“ gab Fernande in fast trotziger Weise zurück.

„Mein Gott, was willst Du denn?“ diese Frage kam auffallend unsicher aus der Gräfin Munde.

„Dich von der Wahrheit überzeugen, auf dem besten Wege zu sein, Dich und einen — anderen für immer unglücklich zu machen! Wahrlich, Du bleibst mir ein Rätsel!“

Hocherglühend wandte sich Sitta ab und entgegnete hastig:

„Wenn Du Manfred meinst, dann irrst Du, Fernande, da ich mir absolut keiner Unfreundlichkeit gegen ihn bewußt bin.“

„Unfreundlich? O nein! Du bist immer gleich höflich und zuvorkommend, ganz ladylike, aber auch immer gleich kühl bis ans Herz hinan. Was soll das bedeuten, Sitta?“ Bei dieser Frage drängte Fernande ihr Pferd dicht an dasjenige der Freundin heran und sah ihr prüfend unter die Hutkrempe. „Manfred ist bereits seit zwei Tagen hier und Ihr seid Euch noch nicht um Haaresbreite näher gekommen — obgleich es wohl einzig nur des erlösenden Wortes bedarf, um das herbeizuführen, was wir alle so sehnlich wünschen! Sitta, Du närrisches Kind, soll ich Dich daran erinnern, was Du mir einstmals anvertraut? Oder hast Du Deinen Sinn etwa geändert? Hat vielleicht Baron v. Kinsberg,

dem Du so häufig anerkennend das Wort redest, Jenen, der trotz Familienzwist und Feindschaft Dich Jahre lang geliebt, aus Deinem Herzen verdrängen können? Dann müßte ich mich gar bitter an Dir getäuscht haben!"

Keine Silbe drang über die Lippen des jungen Mädchens, nur ein nervöses Zucken erschütterte die prachtvolle Gestalt.

„Sitta, als Deine Freundin besitze ich das Recht, mit Dir offen und rückhaltlos zu sprechen, darum muß ich Dir sagen, daß Du ein großes Unrecht begehst! Ich selbst habe gestern mit angesehen, wie Du Manfred jeden Annäherungsversuch unmöglich machtest."

Der Gräfin Haupt war jetzt tief auf die Brust geneigt, während ihre Hände, wie im Gebet geschlossen, auf dem Halse des Pferdes lagen. Immer eindringlicher redete dagegen Fernande zu ihrer Begleiterin: „Du mußt mir ehrlich antworten, Sitta! Mein Gefühl sagt mir, Du darfst in der bisherigen Weise nicht beharren. Bedenke nur, reist Manfred jetzt wieder ab, so ist jede weitere Annäherung ausgeschlossen. O, glaube mir, die Männer haben ihren Stolz! Einen triftigen Grund zu Deiner Kälte hast Du doch wirklich nicht! Ach, wie oft ist nicht um einer Laune willen ein Lebensglück verscherzt worden!"

Bei diesen Worten hob sich die Brust der An-

geredeten stürmisch, das lang verhaltene Wehe brach in einem heftigen Schluchzen hervor und leidenschaftlich rief sie:

„O, Fernande, erbarme Dich und sprich nicht von Laune, das — das ertrage ich nicht! Ja, Du kennst die Gefühle meines Herzens, Du weißt, die Liebe zu ihm ist der Sonnenschein meines armseligen Lebens, sie allein hat mir Mut und Kraft gegeben, den rechten Weg zu wandeln, trotz aller Anfeindungen und Gefahren. Aber Du vergißt meine jetzige Lage und bedenkst nicht die veränderten Verhältnisse. Jetzt, nach dem Ordnen von Großvaters Nachlaß, stellt sich heraus, welch ein armes Mädchen ich bin, das kaum imstande sein wird, das Ziegelschloß sich zu erhalten. Jetzt müßte ich mir verächtlich erscheinen, wollte ich mich noch immer in Hoffnungen wiegen, die einst — ach, Fernande, meine Seligkeit ausgemacht!"

„Höre ich recht, Sitta — ist das wirklich der einzige Grund, der Dir Dein Benehmen gegen Manfred vorschreibt?" fragte Fernande verwundert.

„Ja, der einzige — allein er ist wohl maßgebend genug für mich. Glaubst Du nicht, es werde die Gesellschaft, die sich so gern damit befaßt, immer nur das Nachteiligste über uns zu denken, nicht sagen: „Seht, die Letzte des edlen Grafengeschlechts erhebt endlich, da des stolzen Ziegelschlosses Grundmauern von der Not unterminiert sind

und drängende Hypothekengläubiger bereits ihre Finger gierig nach dem Stammsitze ihrer Ahnen ausstrecken, die Hände hülfeflehend zu denjenigen empor, auf die man früher hochmütig hinabgeschaut?" Wie könnte ich Manfred meine wahre, uneigennützige, alles duldende, alles überwindende Liebe beweisen, die mich bewogen, ihm die Hand zum Bunde zu reichen; wie ihn überzeugen, nicht Selbstsucht, nicht der Wunsch, meinen Besitz vom Untergange zu retten, wäre maßgebend gewesen? Nein, Fernande, so mich zu demütigen, vermag ich nimmermehr! Und nun weißt Du, warum ich kalt und gleichgiltig erscheine, warum ich gegen alle weichen Regungen das Herz verschließe und mein hartes Los geduldig zu ertragen suche!" fügte sie mit steigender Bitterkeit hinzu.

Ohne die Freundin zu unterbrechen, hatte Fernande diesem Ergusse gelauscht, der Sitta ganz und gar mit ihren Gedanken beschäftigte. Daher konnte sie auch das unterdrückte schalkhafte Lächeln der jungen Frau nicht wahrnehmen, nachdem sich diese im Sattel straff emporrichtete und mit tiefernster Stimme sagte:

„Erinnerst Du Dich, mir erst vorgestern, als ich das Bild Eurer Urahne Theophila voll Interesse betrachtete, mit sichtlicher Befriedigung und Genugthuung versichert zu haben, die einzige Ähnlichkeit zwischen Euch beiden bestände nur in der Gleichheit

der Gesichtszüge? Mein lieber Schatz, Du irrst hierin. Aus Deiner offenen Herzensäußerung läßt sich ein anderes Urteil über Deine Ähnlichkeit mit dieser Theophila fällen! Nicht nur im Äußern gleichst Du ihr Zug um Zug, sondern auch Dich beseelt derselbe maßlose Stolz, welcher jene böse Frau so gefährlich werden ließ! Das habe ich nun erkannt!"

„Um Himmels willen, Fernande, Du täuschest Dich! — Ich — ich sollte diesem herzlosen Weibe — dieser unedlen Mutter gleichen?" — Nein, niemals, Fernande, das wäre zu entsetzlich!" eiferte Sitta purpurrot vor innerer Erregung.

„Bitte, unterbrich mich nicht!" wehrte die junge Frau mit Zeichen der Ungeduld ab. „Dein Charakter tritt jetzt immer deutlicher zu Tage. Wem das Urteil boshafter Menschen höher gilt, als das eigene Lebensglück, wer das Haupt nicht beugen und sich demütigen kann, in dessen Herzen sitzt ein gar gefährlicher Dünkel! Nur Dein Hochmut ließ Dich in so schroffer Weise des Vaters Hülfe zurückweisen! Meinst Du, der herzensgute alte Mann hätte das nicht tief empfunden? Schau doch mich an! Habe ich mich nicht um meiner Liebe zu Federigo willen auch demütigen lassen? Weder das Gerede der Menschen noch des Vaters Zorn habe ich gefürchtet. Und Du willst Dich von einem solchen Stolze beherrschen lassen? Ja, ja, daran erkennt man Dich

genau — Du bist die echte Tanneberg vom Ziegelschloß!"

Wahrhaft erschreckt starrte Sitta der Sprecherin ins Gesicht und rang nach Worten. Bevor sie sich jedoch einigermaßen zu fassen vermochte, hatte Fernande ihrem Pferde mit der Gerte einen leichten Schlag versetzt und galoppierte bereits den Schlössern zu. Schritt für Schritt, gesenkten Hauptes und in tiefes Sinnen verloren, folgte Sitta.

Im Laufe dieses Tages sahen sich die Freundinnen nicht wieder. —

Im Schieferschlosse hatte der Frühstückstisch die Bewohner um sich versammelt, als am Morgen nach jenem von Fernande und Sitta unternommenen winterlichen Ritt dem Hausherrn ein Billet überbracht wurde. Manfred hatte Gelegenheit, die Aufschrift zu erblicken, da färbten sich mit einem Male zum Staunen der Anwesenden seine Wangen mit dunklem Rot.

Baron Thilo lächelte nur seltsam verschmitzt, säuberte sich den Bart mit der Serviette und setzte in größter Gemütsruhe die Lorgnette auf die Nase. Ohne die merkbare Ungeduld des jüngeren Sohnes im geringsten zu beachten, holte er darauf sein Taschenmesser hervor und öffnete äußerst gemächlich das Couvert.

Eine Weile musterte er den Inhalt, während die Konversation der Tischgenossen verstummte.

„Ah — hm — das gute Kind!“ brummte der Baron beim Lesen mit halber Stimme vor sich hin. In kaum zu zügelnder Neugierde reckte Fernande den Kopf in die Höhe, sie mußte sich ordentlich Gewalt anthun, die Lippen nicht zu ein paar indiskreten Fragen zu bewegen.

„Sapperment, das geht über den Spaß. Was soll das heißen? Eigentlich versteht sich das wohl von selbst!“ stieß in tiefen Gutturaltönen der alte Herr aufs neue hervor und faltete mit wohlgefälligem Neigen des Hauptes das Schreiben wieder zusammen, um es in die Tasche zu schieben. Mehrere Minuten hielt er den Kopf auf den Arm gestützt und schien über etwas nachzudenken, dann wandte er sich an den jüngeren Sohn, von dessen Antlitz die Befangenheit und Aufregung noch nicht gewichen waren:

„Manfred, ich habe einen Auftrag für Dich!“

„Einen Auftrag? Gewiß, Vater, ich stehe ganz zu Deiner Verfügung,“ entgegnete dieser zuvorkommend, indem er seine Kaffeetasse rasch beiseite schob und sich erheben wollte.

„Nun, so eilig ist es nicht. Frühstücke nur erst, mein Junge! Da ich, wie Du weißt, mit Friedrich nach der Stadt fahren muß und vor 6 Uhr kaum zurück sein kann, ist es mir unmöglich, jetzt auf das mir gewordene Billet zu antworten, daher wäre es mir lieb — Du gingest eben — hinüber . . . .!“

„So ist der Brief also von Sitta?“ platzte Fernande ungeniert dazwischen.

Fast unwillig warf Baron Thilo der Fragerin über die Brille hinweg einen Blick zu und sagte kurz:

„O, die liebe Neugierde! So laß mich doch nur ausreden. Also, Manfred, gehe etwa gegen 11 Uhr hinüber ins Ziegelschloß — und sage unserer lieben Nichte Sitta von mir, ihre löbliche Absicht, den heutigen Abend mit uns verleben zu wollen, würde mich — das heißt: uns alle — sehr freuen. Ich . . . .“

Wieder fiel die junge Frau dem Sprecher ins Wort: „Hat Sitta wirklich und wahrhaftig geschrieben, sie möchte heute Abend bei uns sein?“

„Pst! abwarten!“ gebot diktatorisch der Baron.

Fernande aber sprang wie elektrisiert empor und tanzte mit dem Ausrufe durch den Speisesaal: „Das ist mein, einzig mein Verdienst! Das dankt Ihr mir!“

Und alle mußten unwillkürlich über diesen Ausbruch echt kindlicher Freude herzlich lachen; dabei drohte Baron Thilo seiner Schwiegertochter scherzhaft mit dem Finger und sagte heiter:

„Wahrlich, Du bist eine kleine Hexe, vor der man sich hüten muß! Also, Manfred, ich verlasse mich auf Dich, Du wirst mir diesen Auftrag recht zufriedenstellend erledigen!“

„So gut als irgend möglich, Papa, darauf

kannst Du Dich verlassen," kicherte Fernande mit Schelmenlachen.

Hatte sich der Verkehr zwischen den beiden Schlössern auch schon zu einem ziemlich regen gestaltet, Manfred war seit seiner Rückkehr allein doch noch nicht über die Schwelle des Ziegelschlosses geschritten. In Friedrichs Gesellschaft hatte er bald nach der Ankunft daheim der Cousine, wie Sitta fortan genannt wurde, seinen Besuch gemacht, seitdem war ihm diese jedoch nur im Schieferschlosse begegnet. Das eigentümlich zurückhaltende, ernste Wesen des jungen Mädchens machte ihm jeden schüchternen Annäherungsversuch unmöglich; irgend eine unsichtbare Schranke mußte sich zwischen ihnen aufgetürmt haben. Wie hoffnungsselig und voll ungeduldiger Erwartung war Manfred zum Christfeste nach dem Vaterhause gereist, und wie mißgestimmt und enttäuscht fühlte er sich am dritten Tage seines Besuches. Er hatte Sitta ein Unrecht abzubitten, mußte sich mit ihr aussprechen, daher versetzte ihn ihre Unnahbarkeit in einen Zustand steter Pein, den er auf die Dauer nicht zu ertragen vermochte. Auf irgend eine Weise mußte er versuchen, darin eine Änderung herbeizuführen. Nun war ihm durch des Vaters an sich harmloses Gesuch die Gelegenheit geboten, und doch erfüllte ihn dieser Auftrag mit mehr Unruhe als mit Freude. Was konnte die Unterredung mit Sitta unter vier Augen

wohl bringen? Ihr einstiges natürliches Wesen, all jene holdselige Unbefangenheit des Sprechens, welche ihn früher so sehr entzückt, war mit einem Male entschwunden, er sah in ihr nur die leitende, sorgende und denkende Gebieterin des Ziegelschlosses, deren ernste Pflichten jedes Interesse an Dingen, die vor des Großvaters Tode ihr Inneres bewegt, völlig ausgelöscht hatten. Und dennoch dünkte sie Manfred in ihrem schmerzlich sinnenden Ernste beinahe noch anziehender und begehrenswerter als ehemals, wo Übermut und trotziges Selbstbewußtsein aus ihrem charaktervollen Antlitz leuchteten.

Der junge Mann betrat das Nachbarschloß, dessen Insassen nicht mehr so zahlreich wie früher waren, denn bis auf wenige ergraute Diener hatte Sitta den Troß überflüssiger Domestiken, mit dem Graf Tanneberg sich stets umgeben, nach dessen Hinscheiden entlassen. Er wurde von der Kammerzofe Sittas nach dem großen Spiegelsaal geführt. Dort, mutterseelenallein, stand die jugendliche Hausfrau und ordnete die Bescherung für das Gesinde. Beim Anblick des unerwarteten Gastes, dem sie einige Schritte entgegen ging, glitt ein tiefes Rot über ihre Stirn, wobei sie in ängstlicher Erregung fragte:

„Mein Gott, ist drüben bei Ihnen etwas vorgefallen? Sie — Sie, Vetter, kommen selbst — zu mir? Der Onkel, dem ich — schrieb . . .!“

Sie stockte befangen und Manfred hielt es jetzt für geboten, sich seines ihm gewordenen Auftrages zu entledigen. Eigentümlich schroff fügte er hinzu: es wäre nicht seine Schuld, Sitta gestört zu haben, er sei lediglich im Auftrage des Vaters gekommen!

Während seiner Rede blieben Sittas Augen gesenkt, doch als er geendet hatte, schaute sie ihn voll an und richtete an ihn die leise, aber eindringliche Frage:

„Nur um sich dieses Auftrages zu entledigen, kommen Sie, Vetter? Das klingt recht wenig verbindlich — und ich habe stets gemeint, unter Verwandten dürfe man nicht so förmlich sein! Ich bin's auch nicht und gestehe Ihnen offen meine Freude über Ihren Besuch ein!“

Wie ein Trunkener starrte Manfred in das holdlächelnde Antlitz. Himmel! — träumte er denn, oder hatte jene eingebildete Schranke nur in seiner Phantasie gelegen? Das war ja plötzlich wieder jene Sitta, wie er sie vom ersten Tage des Sehens an geliebt und sie seitdem stets vor seinem Geiste geschwebt.

Des Gastes freudige Überraschung konnte Sitta nicht verborgen bleiben; ihr geheimnisvolles Lächeln schwand von ihren Lippen nicht, sie mußte vielmehr einer inneren Eingebung folgen und reichte ihm die Hand, indem sie leise sagte:

„Ich bin sehr — sehr glücklich, den heutigen Abend im Schieferschloß verleben zu dürfen, Vetter!“

„Cousine Sitta!“ Jede Fiber in Manfreds Körper bebte, und als sei vor seinen Augen das Himmelslicht nach langer Nacht mit einem Male wieder aufgeflammt, umfaßte er entzückten Blickes des jungen Mädchens schöne Gestalt. „Cousine Sitta, warum gebrauchen Sie das garstige Wort: dürfen? Sie dürfen immer kommen! Wissen Sie denn nicht, daß unser Haus Ihnen eine Heimat sein wird, so lange Sie dieselbe bei uns finden wollen?“ brach es voll Leidenschaft über seine Lippen.

„Eine Heimat! o, wie schön das klingt, wenn man einsam ist,“ flüsterte sie kaum hörbar. „Fast die nämlichen Worte hat Ihr teurer Vater auch zu mir gesprochen! Ja, ja, am Tage als er diese Schwelle zum ersten Mal überschritten! Seitdem aber habe ich sehr unrecht gehandelt und auf große Nachsicht zu rechnen, denn . . . .,“ sie zögerte und bedeckte das hocherglühte Antlitz mit der Hand, „denn in kindischem Stolze wies ich den mir so liebreich gebotenen Beistand schroff zurück.“

Er atmete tief und schwer, wagte aber mit keiner Silbe zu unterbrechen.

„Gewiß, ich bildete mir ein, fortan alle Schwierigkeiten allein aus dem Wege räumen zu können; ich scheute mich, zu bekennen, nur ein schwaches,

hülfloses Weib wie alle anderen meines Geschlechts zu sein! Gestern aber erfaßte mich ein ganz seltsames Gefühl. Das bessere Ich in mir rüttelte mich aus meiner Verblendung. „Morgen ist Weihnachten, der Tag, an welchem jeder glücklich, aber auch jeder demütig sein soll!" rief es in mir. „Tritt hin vor Onkel Thilo, der Dir so väterlich die Hand geboten, und bitte: Hülf Du mir, laß unter Deinem Schutze mich ausruhen von allen Mühen und aller Qual und führe Du mit Deinem umsichtigen Verstande mich aus diesem Wirrsal der Verhältnisse, denen gegenüber ich mich machtlos fühle!" Das alles schrieb ich auch Ihrem Vater — ich mußte es thun, eine innere Gewalt trieb mich dazu an — und nun habe ich Stunde um Stunde geharrt und seine Antwort voll Sehnsucht erwartet! Begreifen Sie jetzt, wie glücklich es mich macht, diese Antwort mündlich überbracht zu erhalten?"

Bei diesen immer leiser gehauchten Worten war des jungen Mädchens Kopf tief auf die Brust gesunken, den Ausdruck strahlenden Entzückens, der in Manfreds Zügen sich wiederspiegelte, konnte sie nicht sehen.

Und nur einzig nach dem Rate und Beistande meines Vaters verlangt es Sie, Cousine? Haben Sie niemals darüber nachgedacht, es könnte noch eine andere — eine jüngere Hand geben, welche

stark genug wäre, Sie gut und sicher durch alle verschlungenen Pfade des Erdendaseins zu führen? Bedürfen Sie wirklich keinen anderen Schutz, als den des alten Mannes, Sitta?"

Es erfolgte keine Antwort, dafür aber war Manfred, von seinen nicht mehr zurückzudrängenden Gefühlen überwältigt, vor der Geliebten ins Knie gesunken und mit einer Leidenschaft, die seiner Stimme einen fast fremden Klang verlieh, rief er:

„Sitta, diesen Moment habe ich ersehnt, o so heiß vom lieben Gott ersehnt! Monate — Jahre hat meine Phantasie mir solch eine beseligende Stunde vor die Sinne gezaubert, eine Stunde, in der jede hemmende Schranke gefallen sein und ich Ihnen endlich das würde sagen dürfen, was mir hier drinnen im Busen schlummert! Der Himmel weiß, welch harte Prüfungszeit ich durchkosten mußte. O warum, Sitta, mußte ich um dieses einen süßen Blickes willen, der mir soeben eine Welt voll Seligkeit erschlossen, so lange harren und kämpfen? Warum ließen Sie mich so grausam leiden, da Fernandes, unseres guten Engels Mund, mir ein süßes Geheimnis längst verraten? Darf ich jetzt die Antwort hören?"

Während dieses feurigen Ergusses hatte Manfred des jungen Mädchens Hände erfaßt und mit Küssen bedeckt. Sie wurden ihm nicht entzogen. Nur ein leises Beben ging durch die schlanken Glieder, als

sie schüchtern, aber in rührender Offenheit bekannte: „Der Stolz — der Stolz der Tanneberg vom Ziegelschloß, das Erbteil der bösen Theophila mußte erst gebrochen werden! Nicht demütigen konnte ich mich — nicht bekennen, ein armes Mädchen zu sein!“ schluchzte sie leise, während ihre Thränen seine Hände netzten.

„Arm, Sitta?“ Wie ein helles Jauchzen klang diese Frage durch den weiten Saal. „Arm, mit solchem Schatz an Herzensgüte und Seelengröße? Arm, obgleich selbst Pater Peregrin gesagt: „Gräfin Sitta ähnelt einem Diamanten von unschätzbarem Werte — hart und fest in ihrem Willen — unergründlich klar in ihrer Reinheit!“

Gleichsam überwältigt und fassungslos bedeckte sie das zuckende Antlitz mehrere Minuten mit der Hand, dann aber brach ein wunderbares Leuchten und Blitzen aus den schönen Augen und ungestüm rief sie:

„Nein, Vetter Manfred, Sie haben Recht, nicht arm! Wer die Achtung und Zuneigung der Bewohner des Schieferschlosses besitzt — wer seit lange die Liebe für den besten, edelsten Mann der Welt im Herzen trägt, der kann sich nur unermeßlich reich nennen! Ich . . . .!“ Sie vollendete nicht. Im Nu hatte Manfred ihre Gestalt umfaßt und schaute ihr trunkenen Glückes in die Augen.

Sitta aber schlang beide Arme um des Geliebten

Hals und mit dem jubelnden Rufe barg sie den Kopf an seiner Brust:

„Im vollen Glück demütigt sich die letzte Tanneberg vom Ziegelschloß!“

* * *

Vier Monate später war das ehrwürdige alte Schieferschloß der Schauplatz eines festlichen Ereignisses. Mit allem ländlichen Pompe und aller Poesie eines duftumhauchten Frühlingstages wurde dort eine Hochzeit gefeiert! Formelle Beglückwünschungen des jungen Paares durch die Amtsvorsteher beider Gemeinden, Hochzeitsgesang der Schulkinder beider Schulen, Via Triumphalis vor den Schlössern und abendliche Illumination des ganzen Parkes — nichts fehlte.

Ein Fest war es, das Scharen von Schaulustigen meilenweit aus dem Umkreise nach dem Tanneberg geführt hatte. Nicht bloß um die schöne Braut zu sehen, war die Neugierde der Bevölkerung in so hohem Grade erregt, nein, alle wollten sie Zeuge sein, wie ein Jahrhunderte langer Familienzwist in wahrhaft poetischer, alle Herzen befriedigender Weise geschlichtet wurde.

Fernande, von züchtiger Frauenwürde beseelt, denn das Ehrenamt, Mutterstelle bei der Freundin zu vertreten, war ihr an diesem Tage übertragen

worden, sah nicht minder lieblich, wie die Braut aus und zog aller Blicke auf sich. Der alte Freiherr konnte auf zwei so schöne Schwiegertöchter wohl stolz sein.

Da dem dringenden Wunsche der Zwillingsschwester zufolge auch Fernando, der junge Marinelieutenant, zu diesem Familienfeste gekommen war, so fehlte nichts zur allseitigen Harmonie. Dieses Mal präsentierte er sich jedoch in der so überaus kleidsamen Uniform und nicht, wie beim ersten Besuche, im blusenartigen Kostüm des einstigen Fernandos. Daher lautete auch das Urteil einstimmig, er habe sich sowohl in seinem eleganten Äußeren, als in dem männlich gesetzten Auftreten sehr zu seinem Vorteile verändert. Nur Onkel Hans, der bei dieser frohen Feier selbstverständlich auch nicht fehlen durfte und beim heiteren Mahle den Vorzug genoß, Fernande zur Tafel zu geleiten, sagte mit dem ihm eigentümlichen überlegenen Schmunzeln:

„Wissen Sie, Cousinchen, ich habe vom ersten Moment an, als ich bei meiner Ankunft hier im Schloß Sie über das Treppengeländer gebeugt stehen sah, den Braten gerochen! Einem so alten Pfiffikus, wie ich es bin, macht man so leicht nichts weiß. Aber fügen wir auch ein stilles „Gott sei Dank" hinzu, daß ich der Einzige war, dem die Erkenntnis kam!"

Auf Sittas ausdrücklichen Wunsch schlug das junge Paar sein Heim in München auf.

„Laß mich in Deinem Wirkungskreise, in fremder Umgebung, die trüben Eindrücke, welche die heimatlichen Ereignisse in meiner Seele zurücklassen, vergessen, Geliebter! Ist doch der Gedanke, einmal nicht mehr selbstständig, nicht mehr verantwortlich sein zu müssen für all die tausend Dinge, die dem Gesichtskreise des Weibes fernliegen, so unendlich wohlthuend und beglückend. Nur Deine Frau, die Frau des Künstlers will ich werden — nichts weiter!“ hatte sie bald nach ihrer Verlobung geäußert.

Friedrich nahm der Schwägerin Besitztum fortan in Verwaltung, von dem, dank seiner Intelligenz und der durch Baron Thilo bereitwilligst zur Verfügung gestellten Mittel die drohenden Unheilswolken auch bald entfernt wurden. Aus Pietät für den verstorbenen Großvater hielt sich Sitta auch verpflichtet, ihre Vermählung der Herzogin Amélie anzuzeigen, von der, wie es vorauszusehen war, keine glückwünschende Antwort erfolgte. Nur Baron Kins v. Kinsberg traf nach einiger Zeit beim jungen Paare in München ein, und blieb diesem — ob mit oder ohne Wissen seiner hohen Gönnerin, vermochte Sitta nicht in Erfahrung zu bringen — ein aufrichtig ergebener Freund.

Aus Arnulfs Munde erhielten sie auch zuerst

wieder eine Kunde von Frau Dorothee, der einstigen Haushälterin, der er unter ganz sonderbaren Verhältnissen begegnet war. Sie war nämlich eine ziemlich bekannte Persönlichkeit in Dresden geworden. Mit dem vom Grafen Tanneberg ihr vererbten Legate hätte die spekulative Dame ein Reitinstitut gegründet, was sich eines außerordentlichen Beifalls und Zuspruchs erfreute und Frau Dorothee ohne Zweifel ein tüchtiges Stück Geld eintrüge. Wie Kinsberg versicherte, nähme sich die noch immer recht stattliche Frau im knappsitzenden, halb sportsmäßigen Jackett und kecken Hütchen ganz entschieden vorteilhafter aus, als in der Thüringer Bänderhaube. —

Über diese Beschreibung vermochte Manfred sich des Lachens nicht zu erwehren; nur Sitta berührte jede Erinnerung an diese Frau wie eine Mahnung an die bitterste Stunde ihres jungen Lebens.

Als die Neuvermählten bald nach der Hochzeit in ihr mit großem Komfort und wahrhaftem Kunstsinn ausgestattetes Heim einzogen, war es wohl nicht das prachtvolle Bild der Schwesterschlösser des Tannebergs, welches Sittas Brust einen hellen Jubelruf entrang.

Mit freudigem Gebell sprang eine große tigergefleckte, schlanke Dogge der jungen Herrin entgegen und schmiegte sich alsbald zutraulich schmeichelnd an deren Kniee.

„Argo! O Gott, Argo, mein armes Tier!“

stammelte die aufs Höchste Verwirrte mit fast scheuem Blick.

„Ja, Argo Nr. 2! Schon längst ging ich mit dem Gedanken um, Dir solche kleine Überraschung zu bereiten. Doch wie Du wohl denken kannst, war es so leicht nicht, meinen hohen Ansprüchen zu genügen. Endlich fand ich, was ich suchte. Dieser hier . . . ." — zärtlich glitt Manfreds Hand über des schönen Hundes glatten Kopf —, „dieser hier ist wirklich von selten edlem Stamm, gleich Deinem armen Märtyrer. Auf der letzten Hamburger Ausstellung ist er prämiert worden! Bist Du nun zufrieden, mein Lieb?" fragte der junge Ehemann mit glückstrahlendem Gesicht.

Innige Dankesthränen in den Augen, stürzte Sitta dem teuren Gatten an die Brust.

Druck von Carl Otto in Meerane.

Scheliha, Doris von,

Der Erbfeind

Leipzig [1892]